

Dingler, Hugo
Die Kultur der Juden



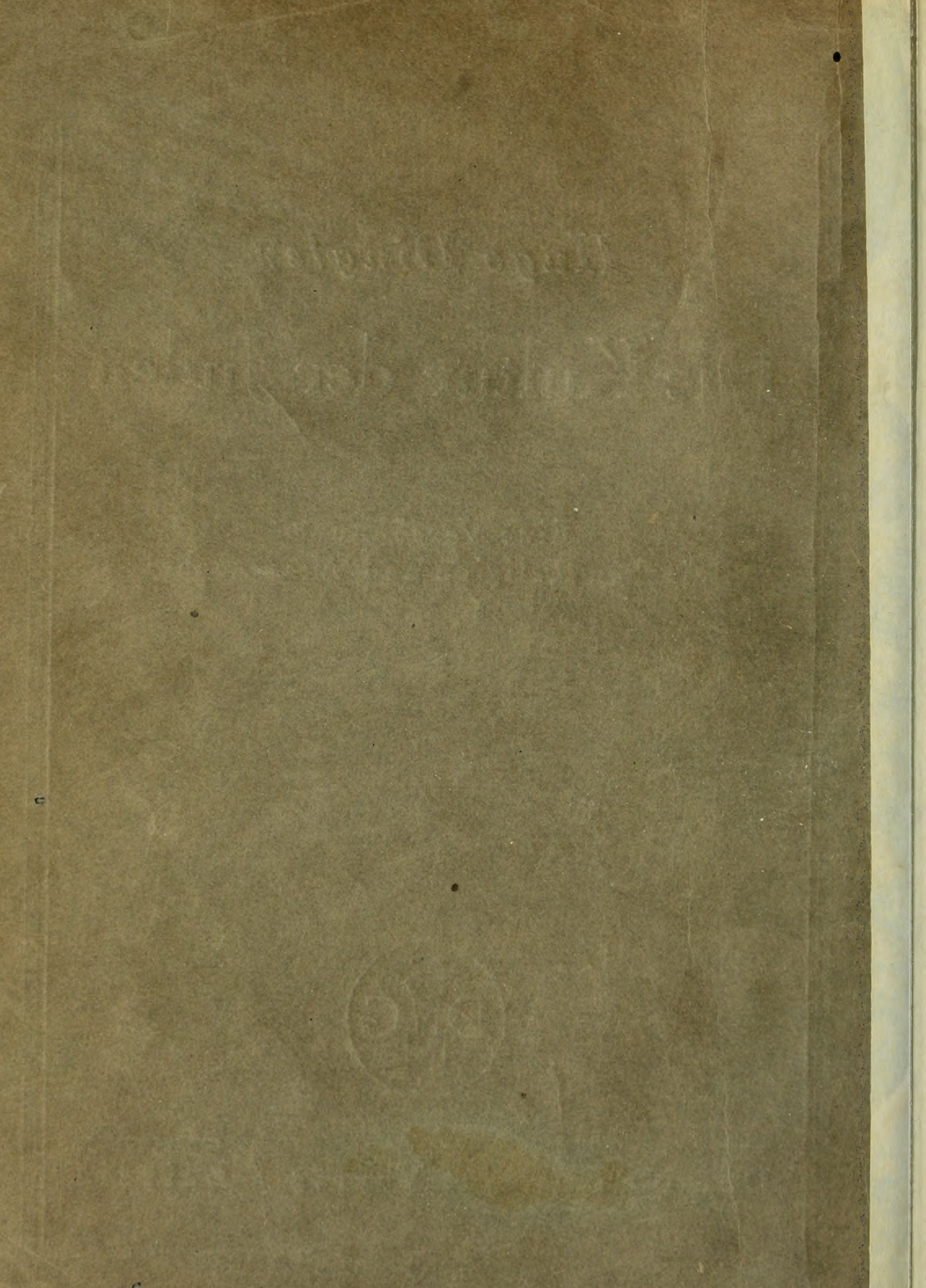
Hugo Dingler

Die Kultur der Juden

Eine Versöhnung
zwischen Religion und Wissenschaft



Der Neue Geist Verlag / Leipzig




D G
N

Die Kultur der Juden

Eine Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft

Von

Dr. Hugo Dingler

1919

DER NEUE GEIST · VERLAG · LEIPZIG



Inhaltsverzeichnis.

Inhaltsverzeichnis

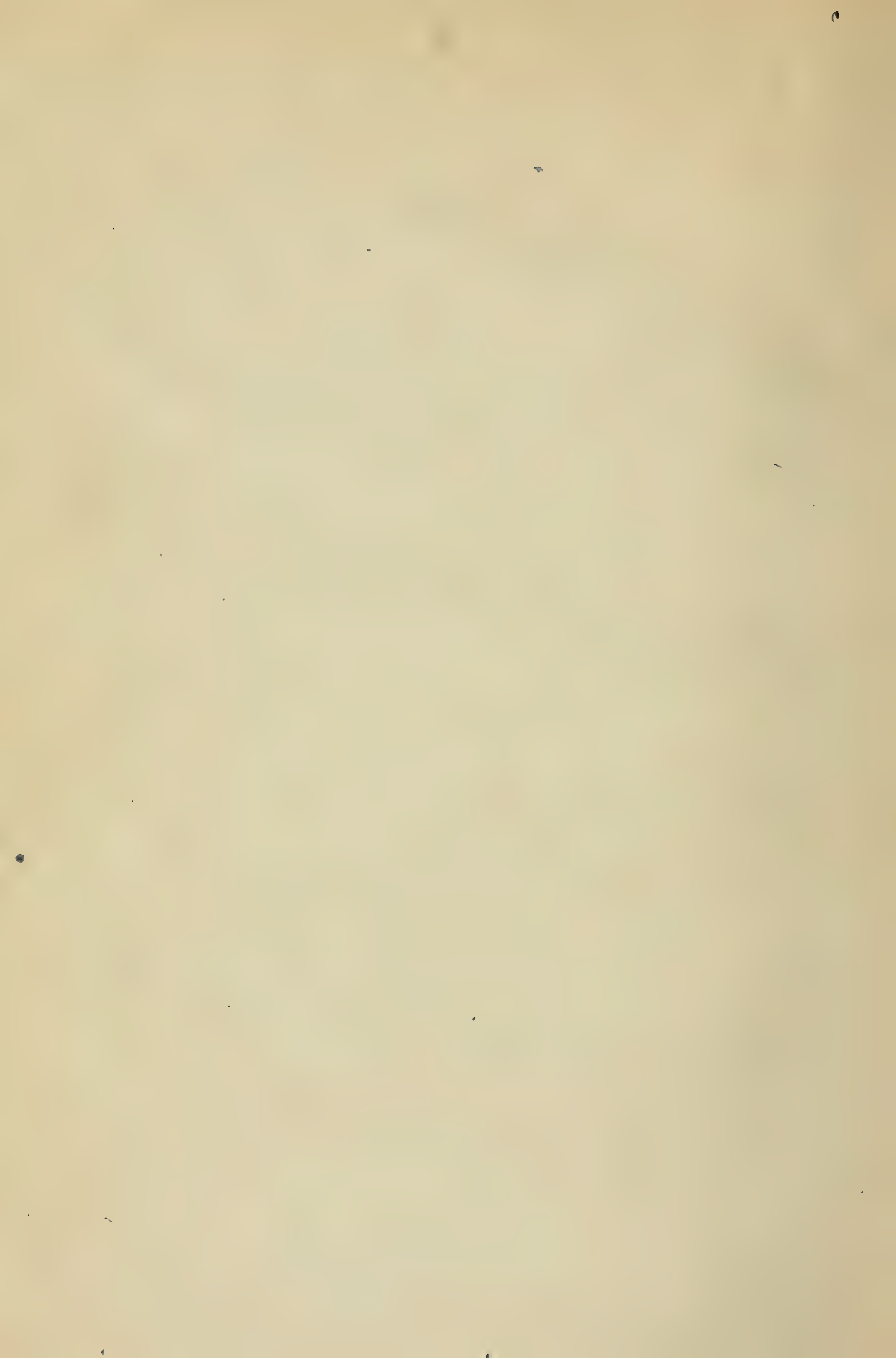
Motto: Tolle, lege.

Vorwort.

Dies Büchlein ist zwar im Kriege, fern dem gewohnten Arbeitsplatz und abgeschnitten von jeder wissenschaftlichen Literatur entstanden. Sein Inhalt aber ist das Resultat einer langen inneren Arbeit von Verstand und Seele, die seit jeher eine Einheit zu erreichen strebten, welche durch die vorhandenen Erkenntnisse und die Formen, unter denen sie zugänglich waren, nicht von selbst gewährleistet erschien. Bis es sich ergab, daß das Gold dieser Einheit gerade in den ältesten Gruben tatsächlich vorhanden und zu finden war, wenn man die Dinge nur recht bedachte. —

Wenn die Schrift dem einen oder andern, der in gleichem innerem Zwiespalt steht und Wissen und Handeln, wissenschaftliche und ethische Weltanschauung zu einem vollen Akkord in sich zusammenklingen lassen möchte, ein wenig Klärung und Förderung bringt, so ist ihr Zweck völlig erreicht. Der Verfasser grüßt alle Suchenden.

Augsburg, im Sommer 1918. H. D.



Einleitung.

Man hat neuerdings begonnen, der altjüdischen heiligen Literatur, wie sie uns in dem Kanon der Bibel überliefert ist, gewisse ästhetische Seiten abzugewinnen. Man hat wiederum versucht, jene unnachahmliche Gewalt der Sprache, die schon Herder nicht genug rühmen konnte, ohne Beziehung zum Religiösen, rein als Volkspoesie oder Weltliteratur auf sich wirken zu lassen. Und man war erstaunt über die immer wieder jugendneue Wirkung, welche die alten Gesänge z. B. in der Interpretation einer Irene Triesch auf uns ausübten. Dies aber war fast der einzige Gesichtspunkt, unter dem für den modernen, ästhetisch gerichteten Menschen eine Beschäftigung mit diesen alten Werken möglich erschien. Eine Reihe von typographischen Ausgaben, welche das gewohnte Bild des Bibeldruckes nach Möglichkeit fernhalten sollten, gab dem verständlichen Bedürfnis Ausdruck, diesen Schöpfungen einer grauen Vorzeit gegenüber Distanz zu gewinnen, ihnen nach Möglichkeit vorurteilslos, zum Mindesten aber außerhalb des von der Kindheit und der Schule her bekannten und gewohnten Weges gegenüberzutreten.

In der Tat, denken wir ein wenig nach, so kann es uns nicht schwer fallen, die Vorgänge in der Seele des modernen Menschen, die dessen Stellung der Bibel gegenüber bestimmen, zu verstehen.

Das Zentralproblem, das jene Stellung des modernen Gebildeten zur Bibel bestimmt, ist das Problem seiner Stellung zur Religion.

Was ist Religion? Man kann auf diese Frage schwer eine befriedigende Antwort bekommen, und insbesondere ist kaum abzusehen, wo sie innerhalb des Weltbildes des naturwissenschaftlich gebildeten, kritisch denkenden Menschen von heute ihren Platz finden sollte. Man hat diese Dinge seinerzeit in der Schule gelernt, man ist manchmal damit übermäßig vielleicht geplagt worden. Dieses Lernen geschah meist in unmittelbarem Zusammenhang mit der Bibel, in welcher das ganze gelernte Religionsgebäude verankert war. Diese Verankerung andererseits schien wiederum den Hauptzweck der Bibel auszumachen, sie schien neben einigen ästhetischen Schönheiten die einzige Art zu sein, die allgemeine Verbreitung und Verehrung dieses Buches zu erklären. Mit dem Älterwerden aber überwand der Schüler diese angelernte Religion seiner Jugend- und Schulzeit mehr oder weniger — mit der Religion aber auch die Bibel. Je nach der einzelnen Individualität waren es schwerere oder leichtere seelische Kämpfe vielleicht, welche die Ablösung von dem Glauben der Kindheit, das Eindringen des kritischen, skeptischen Verstandes in diese umhegten Gebiete der jugendlichen Seele begleiteten. Vielfach und allzumeist wurde das erlernte System in seinen Grundlagen als ernster Kritik nicht standhaltend erkannt, und brach damit zusammen.

Später versuchte doch der eine oder andere sich einen Ersatz für das Verlorne zu schaffen. Andere Anschauungen waren unterdessen an die Stelle der alten getreten. Naturwissenschaft und Philosophie, beide je nach dem Entwicklungsgange des einzelnen in verschiedenen Stufen, Teilen, Mischungen und Ausdehnung traten auf den Plan und lieferten Bausteine zu einem neuen Bau, der mehr oder weniger einfallsicher konstruiert, mehr oder weniger ins einzelne ausgeführt war, oder auch nur gleichsam als ein unwirkliches Nebelbild der Seele von ferne vorschwebend zum Er-

satz des alten, zusammengebrochenen Baues dienen mußte. Die alten religiösen Schriften aber waren und blieben damit endgültig über Bord geworfen und schienen gerichtet.

Es wäre überaus unbillig, dem einzelnen aus solchem Zustande einen Vorwurf machen zu wollen. Im Gegenteil! Gerade die ernsten Geister, die tieferen Seelen sind es, die das Bedürfnis haben, weiterzudenken und weiterzuforschen, ihren Verstand selbst und kritisch zu gebrauchen, die selbst zu stehen versuchen, statt sich auf ererbten Krücken, deren Festigkeit unbekannt ist, nur einen Schein der Sicherheit des Feststehens zu verschaffen. Und wer konnte vom einzelnen, der sich nur in einigen wenigen ruhigen Stunden seines Lebens mit diesen Fragen beschäftigen durfte, verlangen, daß er in diesen das leiste, was der vereinten Wissenschaft und Philosophie nicht oder nur langsam gelingen wollte, nämlich ein nach beiden Seiten hin befriedigendes Gebäude zustande zu bringen, in dem Herz und Gehirn, kritischer Verstand und fühlende, wollende Seele gleichermaßen ihr Genüge finden konnten?

Man bezeichnete vielfach allein jenes Lehrgebäude, welches man in der Schule gelernt hatte, als Religion und verstand somit darunter im wesentlichen eine Sammlung von Behauptungen, die durch ihr Alter nicht sicherer in ihrer Begründung geworden waren. Man rechnete zur Religion alle jene schönen und tiefen alten Sagen von der Weltschöpfung, vom Sündenfall und der Sintflut usw. Und wenn man erkannte, daß dies Sagen waren, d. h. ihrem wörtlichen Sinne nach „nicht wahr", da war für viele Leute die Religion und damit die Bibel gerichtet und abgetan, und jene wundervollen und unersetzlichen Geistesfrüchte des alten Israel erschienen als überwundene und kindische Anschauungen, welche durch die modernen Resultate der Wissenschaft längst überholt und als falsch und abergläubisch nachgewiesen seien. So begannen viele das,

was vorher bei ihnen Religion in Anführungszeichen gewesen war, nun durch eine ebensolche Wissenschaft zu ersetzen.

Die Wissenschaft ist nicht so leicht zu verderben, und es waren wichtige Erkenntnisse, die auf diese Weise Gemeingut der gebildeten, ja weiter Kreise des Volkes wurden. Die so verbreiteten Kenntnisse bieten immerhin ein gewisses Fundament, auf dem weitergebaut werden kann. Aber sie selbst genügen noch nicht. Während unter der Führung der Religion im alten Sinne der einzelne sich sorgsam eingeordnet sah in ein Gewebe von Beziehungen, welche ihn mit der Welt, vor allem mit seinen Mitmenschen verbanden, sich eingesponnen fand in ein Netz von Lehren, welche ihm das Schwierigste und Verwickeltste des Lebens, die Art seines Handelns und Denkens gegen seine Mitmenschen und gegen sich selbst anzuraten und darzustellen hatten, war er nach seinem Übergang zur Wissenschaft in einer gänzlich anderen Lage. Zwar versuchten viele sich in dieser Hinsicht neue Direktiven aus einer besonderen Wissenschaft, der „Ethik" oder „Moral" zu entnehmen, jedoch war eine überzeugende und zwingende Begründung dieser Wissenschaft nicht einwandfrei zu erreichen — und ohne eine solche hing sie völlig in der Luft; eine Begründung aber konnte sie nur aus einer ganz allgemeinen „Weltanschauung" heraus gewinnen, die selbst natürlich nichts anderes als Religion bedeutet, aber aus jenen Erkenntnissen noch nicht entnommen werden konnte. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, welche Allgemeingut geworden sind, genügten hierfür nicht. In der Tat, es wurde ein allgemeiner Wissensbesitz der Gebildeten, daß der Mensch nicht geschaffen im eigentlichen Sinne sei, sondern als letzter und höchster Sproß der Tierwelt sich entwickelt habe, daß alles genau nach wissenschaftlichen Gesetzen und dem Kausalitätsprinzipe verlaufe und es außerhalb dieser Gesetze keine Wunder

gebe. Dies alles ist sehr wichtig und grundlegend, aber wie konnte hieraus der Mensch entnehmen, wie er gegen seine Mitmenschen oder sich selbst handeln oder denken solle, wie er sich die letzten Ziele zu denken habe? Viele versuchten zwar durch weitgehende Schlüsse und Hypothesen sich auch hier mehr oder weniger luftige Gebäude zu errichten, welche diese Fragen beantworten sollten. Die mannigfachen und oft seltsamen Gebilde, die dabei zutage traten, waren zwar als die ersten Versuche, aus den wissenschaftlichen Erkenntnissen unserer Zeit heraus Stellung zu nehmen zu den ethischen Grundfragen des Lebens, als Versuche selbständig und frei von den Fesseln der Überlieferung dem Leben ins Gesicht zu sehen und ihm seine letzten und tiefsten Geheimnisse abzulauschen und abzudringen, verehrungswert und beachtungswürdig, aber eine wirkliche Klärung wollte nicht zustande kommen.

Und nun das Merkwürdige: der Stein, den die Bauleute verworfen haben, er soll zum Eckstein werden. Die als völlig überholt, als kindlich angesehenen Schriften der alten jüdischen Denker, jene Anschauungen, die uns manche auch noch aus dem anderen Grunde, daß sie artfremd seien, und daher in unsere Schulen nicht paßten, verekeln wollen, diese enthalten bereits die völlige Erfüllung der im Vorstehenden ausgesprochenen Wünsche, die volle Lösung der dort gestellten Fragen. Wenn wir mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Wissenschaft und Philosophie, mit aller Kritik und Skepsis an sie herantreten und sie durchforschen, dann werden wir mit wachsendem Erstaunen und Ehrfurcht gewahr, daß jene alten Denker ohne eine Wissenschaft, ohne eine Philosophie unter den Füßen zu haben, ohne alle geistige Rüstung dem allgewaltigen Leben gegenübergestellt, das Rechte, das allein Rechte erschaut und es in der wundervollsten Sprache zum Ausdruck gebracht haben. Nicht „Moses oder Darwin“ heißt es mehr, wie der

frühere Züricher Botaniker Dodel-Port seine Arbeitervorträge seinerzeit überschrieben hat, sondern „Moses und Darwin“ können wir mit jedem Grade wissenschaftlicher Sicherheit nun als die Signatur dessen aussprechen, was wir über die wichtigsten Fragen des Menschenlebens auszusagen haben.

Davon wollen wir uns im folgenden überzeugen.

I. Kapitel.

Die Geschichte.

§ 1. *Die Vorzeit.*

Es gab in den Zeiten vor der Entwickelung der Kulturen, mit denen wir unmittelbar zusammenhängen, eine Kultur und eine Zeit, wo der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Religion, wie er in unserer Zeit vielfach herrscht, nicht vorhanden war. Die Entdeckungen aus dem Ende des 18. und dem 19. Jahrhundert über die Keilschrift und die Hieroglyphen haben uns einen Einblick in uralte Kulturen eröffnet, welcher sich Jahr für Jahr verschärft und immer feinere und wichtigere Details erkennen läßt. Insbesondere die Untersuchungen über die astronomischen Forschungen jener alten Völker im Lande des Euphrat und Tigris, in Persien und Kleinasien, sowie über ihre im engsten Zusammenhang damit stehenden religiösen Vorstellungen haben unter den Händen von Forschern wie Hugo Winkler, H. Hilprecht, Eduard Meyer, Fritz Hommel und vielen anderen uns nach und nach sehr wertvolle Aufschlüsse über das Denken dieser Völker gegeben. Wir wollen das für uns Wesentliche hier kurz zu skizzieren versuchen.

Zunächst ist festzustellen, daß die ganzen Quellen durchaus den Eindruck erwecken, daß wir hier eine Kultur vor uns haben, welche eine außerordentliche Einheitlichkeit in allen ihren Äußerungen aufweist. Es dürfte wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß diese

Kultur in ihren geistigen Äußerungen fast durchgehend auf uralten astronomischen Beobachtungen beruht. Die Götter der altbabylonischen Götterlehre stellen sich im wesentlichen als Gestirngottheiten dar, unter denen naturgemäß Sonne, Mond und Venus die Hauptstellungen einnehmen. Es läßt sich wohl kaum anders denken, als daß die späteren recht komplizierten Mythen und Sagen hervorgegangen sind aus einer primitiven vorzeitlichen Sonnen- und Gestirnverehrung. Es ist ja unmittelbar klar, welch gewaltigen Eindruck das Sonnengestirn insbesondere in jenen Breiten auf die primitiven Völker gemacht haben muß. Die auf der Hand liegende Abhängigkeit der Tag- und Nachteinteilung von der Sonne sowie deren einerseits lebenspendende, andererseits verdorrende und tötende Kraft müssen Veranlassung gegeben haben, zu ihr als der mächtigsten Gottheit emporzublicken, welche für die hauptsächlichsten Umstände des damaligen einfachen und primitiven Lebens die wirkende Ursache sein mußte. Man kann nachfühlen, wie jene noch einfacheren Menschen, welche die ersten Grundlagen dieser Kultur legten, an die Allmacht dieses Prinzips zu glauben begannen, und wie sie versuchten, durch Gebete und Opfer seine Gunst für sich zu gewinnen.

Weiterhin mögen fortgesetzte astronomische Beobachtungen zu erkennen gegeben haben, wie scheinbar alle Bewegungen der Gestirne irgendwie mit der Bewegung der Sonne zusammenhängen. So wurde diese zur Herrscherin über die Erscheinungen des Himmelsgewölbes, und die übrigen auffallenden Gestirne, wie insbesondere der Mond, die ja auch überirdischer und unerkennbarer Natur waren, wurden zu anderen, kleineren Göttern neben ihr. Es ergab sich von selbst, daß die Priester, welche die Verehrung des Volkes für diese Götter leiteten, zugleich sich auch mit diesen Göttern selbst mit allem Ernst und aller Hingabe beschäftigten, und

daß sie so auch die astronomische Erforschung des gestirnten Himmels mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln betrieben. Wir wissen aus der Geschichte der Astronomie, daß die Babylonier schon ziemlich frühe in der Lage waren, Finsternisse und sonstige auffallende Himmelserscheinungen mit einiger Genauigkeit vorauszuberechnen. Derartige Berechnungen sind nur möglich auf Grund einer durch sehr lange Zeiträume fortgesetzten messenden Beobachtung der Vorgänge am Himmel, die wir also schon sehr frühe als in ständiger Ausübung begriffen voraussetzen dürfen. Wir können uns etwa denken, daß schon ca. um 4000 v. Chr. an gewissen heiligen Stätten Priesteransiedelungen vorhanden waren, welche sich vielleicht um einen Tempel als Zentralheiligtum gruppierten, und in denen fast Tag für Tag messende Beobachtungen des Sternenhimmels vorgenommen wurden und daß diese Messungen gewissermaßen zu den heiligen Handlungen der Priester selbst gehörten. Auf diese Weise entstanden keilschriftlich auf Tonzylinder oder Tontafeln festgehaltene Beobachtungsreihen, aus deren genauem Studium und auf deren genauer Durchrechnung die späteren Voraussagungen usw. sich ermöglichen ließen. Wir haben aus späterer Zeit eine ganze Menge solcher Reihen in Keilschrift.

Was uns dabei interessiert, ist der nicht nur innige, sondern beinahe absolute Zusammenhang, der hier zwischen Wissenschaft und Religion besteht. Die wissenschaftliche Beobachtung geschieht durch den Priester und ist gleichzeitig heilige Handlung. Umgekehrt werden die Resultate dieser Beobachtungen sofort in ihren Konsequenzen für das religiöse und ethische Leben ausgenützt. So ergibt sich jene vollständige Durchdringung des ganzen Lebens mit diesen Erkenntnissen über die Götterwelt des Sternenhimmels, die sich in so vielem bis auf unsere Tage erhalten hat. Ich erinnere

nur an die sieben Tage der Woche, welche den sieben Planeten heilig sind und nach ihnen benannt werden, an die sieben Farben des Regenbogens, an die Einteilung des Jahres in Monate, an die Einteilung der Eklyptik in die 12 Tierkreiszeichen, an das altbabylonische Zahlensystem, aufgebaut auf der Grundzahl 60, die noch heute in einer Unzahl von Beziehungen aus der grauen Vorzeit zu uns herüber wirkt (man denke nur an die Einteilung des Kreises in 360 Grad, an die Einteilung der Uhr in 12 Stunden usw., an die alten Maßeinheiten: das Dutzend, das Schock = 60, das Groß = 144 = 12×12, die 12 Zoll des alten Fußmaßes und ungezählte andere Beispiele).

Es ist zu beachten, daß außer dieser Astronomie an eigentlicher Wissenschaft so gut wie nichts existierte, daß also tatsächlich hier wissenschaftliche Organisation und religiöse Organisation vollständig sich deckten — nicht nur äußerlich, sondern bis in ihre letzten Auswirkungen hinein. Denken wir uns ein wenig in das Weltbild eines jener alten Schamaschpriester etwa um 1500 v. Chr. hinein, so finden wir ein solches von einer wirklich ungeheuren Größe und Einheitlichkeit, so unrichtig es auch nach unseren Vorstellungen sein mag. Alles, die ganze ihm zugängliche Welt, nämlich der Himmel, sein Land, seine staatliche Organisation, sein eigenes Leben sind geordnet und geregelt nach dem Vorbilde der ewigen Götter. Diese selbst offenbaren bei näherer Erforschung immer tiefere und großzügigere Harmonie. Die Erkenntnisse über die Götter erfüllen das irdische Leben bis in seine kleinsten Einzelheiten. Man beachte, und dies ist ein äußerst wichtiger Punkt, diese Vorstellung ist weit erhaben über jenem primitiven Fetischismus, wo wahllos irgendeine besondere Lebenserscheinung, die sich dem Menschen angenehm oder unangenehm aufdrängt, mit dem nächst besten äußerlichen Vorgang auf ganz willkürliche Weise in eine

Kausalbeziehung gesetzt wird. Hier ist diese absolute Willkür im einzelnen bereits ersetzt durch ein großes einheitliches System, wo als logisches Hauptmoment die zahlenmäßige Analogie auftritt, wo gewissermaßen die Götter das irdische Dasein leiten, indem letzteres sich in einem möglichst scharfen, zahlenmäßigen Abbild zu den Vorgängen am Himmel abspielt. Natürlich ist auch dies noch nicht jene wissenschaftliche Kausalität, wie wir sie heutzutage bei derartigen Zusammenhängen verlangen, es ist keineswegs die Bewegung eines Planeten, die „wissenschaftliche Ursache" in unserem Sinne von irgendeinem Vorgang, den der babylonische Priester dazu in Analogie setzt, aber es leuchtet unmittelbar ein, daß dieses Weltbild des babylonischen Priesters sozusagen eine Zwischenstufe, eine notwendige Entwicklungsstufe darstellt zwischen jenem primitiven fetischistischen Kausalitätsbedürfnis des Wilden und unserer strengen wissenschaftlichen Kausalität. Mit letzterer hat sie insbesondere bereits die systematische Allgemeinheit gemein, welche dem ganzen Weltbilde den Stempel einheitlicher Systematik aufprägt.

Die so skizzierte Geisteskultur stellt den Höhepunkt der ganzen Entwickelung der alten Weltkultur dar. Dieser Höhepunkt wurde, wie es scheint, in dieser Form schon etwa zur Zeit des Chammurabi um 2000 v. Chr. im Zweistromlande erreicht. Wenden wir uns zu den sonstigen zu dieser Zeit wichtigen Kulturvölkern der alten Welt, so kommt hier, nach dem, was wir wissen, hauptsächlich noch Ägypten in Betracht. Hier war jedoch die Entwickelung eine bei weitem nicht so durchgearbeitete. Wir haben in der ägyptischen Götterlehre zwar auch einen ursprünglichen Gestirndienst vor uns, der aus der gleichen Quelle stammt wie der babylonische, jedoch war dieser bei weitem nicht derart systematisiert, wie der babylonische, und vor allem fehlte jene Durchdringung der Umstände des

täglichen Lebens mit den zahlenmäßigen Analogien zu den Himmelsvorgängen, wie wir sie bei den Babyloniern getroffen haben. Es herrscht in der allgemeinen ägyptischen Religion wesentlich weniger systematische Durcharbeitung, vielmehr scheint es, daß die sehr weit getriebenen astronomischen Untersuchungen der alten Ägypter im wesentlichen eine Geheimwissenschaft gewisser Kreise der Priester geblieben sind, und nicht so sehr in die allgemeine Lebensführung hineingearbeitet wurden.

Die Geschichte der Mathematik, welche ja nichts anderes ist, als die Geschichte des Anfanges exakter logischer Wissenschaft überhaupt, zeigt uns nun noch eine Reihe interessanter Umstände, welche wir hier noch kurz anführen wollen. Wir haben in Babylonien eine sehr weitgehende Entwickelung des Rechnens auf Grund eines sehr hochstehenden Zahlensystems. Die Babylonier verstanden, wie uns eine Reihe von Tontafeln lehrt, mit sehr großen ganzen Zahlen und ebenso mit gewissen Brüchen bereits um diese Zeit gut zu rechnen. Eine Reihe von Umständen läßt darauf schließen, daß sie bei diesen Zahlenrechnungen verschiedene mystische Beziehungen auffanden und sie zu ihren religiösen und Götter-Vorstellungen in Beziehung setzten. Die Ägypter waren hingegen, wie uns der Papyrus Rhind aus der 18. Dynastie (ca. 1800 v. Chr.) im Britischen Museum lehrt, bereits in der Lösung praktischer geometrischer und arithmetischer Aufgaben weit vorgeschritten. Offenbar waren sie mehr auf praktische Zwecke in ihrem Sinnen gerichtet als die Babylonier, hatten nicht so sehr das Bedürfnis, ihre Erkenntnisse zu einer allgemeinen, umfassenden Weltanschauung zu verwerten und auszubauen. Es ist interessant, daß diese mehr praktische Neigung der Ägypter sich bis zum Ende ihrer spezifischen Geisteskultur erhalten hat, sehen wir doch, daß die Bücher des berühmten Mathematikers und Physikers Hero von

Alexandria (ca. 100 n. Chr.) noch in genau der gleichen auf das rein Praktische gerichteten Darstellungsweise geschrieben sind, wie das 2000 Jahre ältere Rechenbuch des Papyrus Rhind. Auch die Inder haben, soweit sie schon in jener Zeit in Betracht kommen, noch nicht diese Durchdringung des ganzen Daseins mit der gleichen Weltanschauung wie die Völker Babyloniens, und was die übrigen Mittelmeervölker betrifft, so waren sie, hinsichtlich der wissenschaftlichen und sozusagen philosophischen Kultur, nach allem, was wir wissen, damals im wesentlichen auf jene wenigen Ausläufer angewiesen, die von der großen Kulturzentrale in Babylon oder aus Ägypten zu ihnen herüber drangen.

§ 2. *Das Altertum.*

Dies war der geistige Boden, in dem die großen kulturellen Fortschritte wurzelten, welche einige der Völker, die am Ufer des östlichen Mittelmeerbeckens wohnten, etwa im letzten Jahrtausend v. Chr. hervorbringen sollten. Sie alle wurzeln in ihrem geistigen und seelischen Leben zunächst in jener uralten Kultur, welche sich seit mehreren Jahrtausenden vorher im Zweistromlande entwickelt hatte. Ihre großen Leistungen bestehen im wesentlichen in genialen Weiterbildungen gewisser Seiten jener älteren Kultur.

So läßt sich, wie neuere Forschungen (von F. Boll, Bezold u. a.) immer deutlicher erkennen lassen, die ganze griechische Entwickelung nur verstehen auf dem Boden der altbabylonischen Kultur. Die Hauptleistung, welche die Griechen in dem genannten Zeitraume für die allgemeine geistige Entwickelung der Menschheit vollbrachten, war die Erfindung dessen, was wir heute als „exakte Wissenschaft“ bezeichnen. Wir haben gesehen, wie die alten Babylonier mit Hilfe von Zahlenmystik und logischer Analogie ihre ganze Welt in einem einzigen großen Gedankengebäude zu umfassen bestrebt waren — den Griechen erst jedoch gelang es, aus jenem mehr unbewußten Drange die einfachen logischen Elementargesetze herauszulösen, und an Stelle der mystischen Analogie die wesentlich exakteren Begriffe des logischen Beweises und einer wissenschaftlichen Kausalität zu setzen. Mit diesen Hilfsmitteln waren sie dann in der Lage, aus den hauptsächlich für praktischen und astronomischen Gebrauch zusammengetragenen

geometrischen Kenntnissen ihrer Lehrer nach und nach jenen wundervollen Kristall der reinen Geometrie, des exakten geometrischen Systems aufzubauen, wie wir es in dem bekannten Buche des Euklid (ca. 300 v. Chr.) vor uns haben. Sie erfanden, um es mit einem Wort zu sagen, die Methode, exakte Wissenschaft aufzustellen, sie erfanden die wissenschaftliche Methode.

Es wurde ihnen nämlich jene Methode, mittels der sie die Geometrie aufgestellt und exakt gemacht hatten, zur wissenschaftlichen Methode überhaupt, und in Plato haben wir jenen Philosophen, der diese Erkenntnis und Erfindung der logischen Methode zu einer ganzen Weltanschauung ausbaute. Wir können die griechische Idee der Wissenschaft etwa so formulieren, daß der Grieche das Ideal aufgestellt hat, es müsse alles wirkliche, genaue und beweisbare Wissen in einer Form dargestellt werden können, wie sie die Geometrie des Euklid bietet: nämlich durch Aufstellung wissenschaftlicher Gebäude, in denen sämtliche Sätze aus Axiomen, Forderungen und Definitionen mittels logischer Schlüsse abgeleitet werden.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, durch diese wenigen Worte dem Leser einen kleinen Eindruck zu geben, in welch hohem Maße die ganze griechische Entwickelung bedingt und förmlich eine direkte Konsequenz ist von der altbabylonischen Weltauffassung. Sie stellt eine Weiterentwickelung einer bestimmten wichtigen Seite der babylonischen Geisteskultur dar. Aber, und dies ist ein wichtiger Punkt für uns, die alte, absolute Union zwischen Wissenschaft und Religion ist damit bereits zu Ende. Dies zeigt ein kurzer Blick auf die griechische Geschichte.

Schon zu den Zeiten des Pythagoras ist der Gelehrte und der Priester nicht mehr dieselbe Person. Wohl ist der Meister der pythagoräischen Philosophenschule für seine Anhänger auch höchste

Instanz in religiösen und politischen Dingen, aber nur für seine Anhänger — eine zwar ausgebreitete, aber doch nicht das ganze Volk umfassende Geheimgesellschaft. Das Volk hat seine eigenen Priester, welche weit davon entfernt sind, die Autorität des Pythagoras anzuerkennen. Immermehr trennt sich im weiteren Verlauf der Geschichte der Begriff vom Priester und Gelehrten bei den Griechen und bald beginnt sogar ein Gegensatz hervorzutreten, der sich bis zur gegenseitigen Kampfstellung verstärken sollte. In Sokrates fällt das erste Opfer, welches dieser Kampf verlangte; mit ihm richtet die Volkspriesterschaft den Philosophen, den Vertreter der logischen Wissenschaft.

Um jedoch gerecht zu sein, dürfen wir nicht, wie es meist geschieht, einseitig nur die Seite des Wissenschaftlers betrachten, sondern wir müssen uns auch mit gleichem unbefangenen Sinn auf die andere Seite zu stellen versuchen und fragen, was war denn das, was gegen diese Wissenschaft zu Felde zog, was war denn jene Religion, welche die Volkspriester verteidigten. Wir können es mit einem Worte sagen: Es war das Weltbild der untergegangenen Urkultur, das gegen das neuaufkommende zunächst einmal „wissenschaftlich" genannte Weltbild kämpfte. Die Ideen und Empfindungen der Urzeit begannen den Kampf gegen etwas Neuaufkommendes, in dem sie den eigenen Nachfolger witterten.

Leider ist es nicht sehr viel, was wir über die griechische Volksreligion wissen. Und gerade diese Tatsache zeigt, daß die griechische Volksreligion als Ethik nicht auf sehr großer Höhe gestanden haben kann, denn sonst würde auch die wissenschaftliche griechische Literatur sie mehr beachtet haben. Es ist wohl im wesentlichen das primitivste Spiel von Gehorsam und Strafe gewesen, welches die Priester ihrem Volke als ethische Verhaltungsmaßregeln gaben — abgesehen von jenen alten sozialen Gesetzen,

wie etwa Verhinderung der Verwandten-Ehe usw., welche sich ja bereits ziemlich weitgehend von der eigentlichen Religion abgelöst hatten. Bedeutende Denkmäler griechischer Ethik finden wir andererseits in den griechischen Dramen. Jedoch auch hier ist der Eindruck ein äußerst unbefriedigender. Die Stellung des Einzelnen zum Weltengrunde ist von einer geradezu fürchterlichen Problematik, insofern als entweder eine sinnlos waltende Ananke, eine starre Notwendigkeit angenommen wird, der die Schicksale der Menschen untertan sind, oder aber falls die Menschen größere Schuld auf sich geladen haben, rächende Gottheiten erscheinen, die sie verfolgen und rettungslos verderben. Irgendein tieferes, systematischeres oder verständnisvolles Eindringen in das Verhältnis des Individuums zur Weltleitung ist, wenn wir von gewissen Äußerungen Platos usw. absehen, nirgends zu finden. Wir haben im Griechentum eine grandiose, etwas einseitige Entwickelung des rationalisierenden Intellekts vor uns, die in ihrer Richtung zu einer wundervollen Blüte des menschlichen Geistes sich emporhob, in ethisch-religiöser Richtung jedoch versagte.

Ein anderes Bild bot in dieser Hinsicht ein anderes Volk des östlichen Mittelmeerbeckens, wenn wir nach einem intimeren Verhältnis zum Weltengrunde und auf die Tiefe der ethischen Einstellung des Individuums gegenüber seinem Nebenmenschen und dem Weltganzen schauen. Dies andere Volk waren die Juden. Eine ungeheure ethische Gewalt, ein tiefstes Eindringen in das letzte Verhältnis der Seele zu ihrem „Gott“, in die letzte Verantwortung des Einzelnen gegenüber der Weltleitung zeigen die religiösen Schriften dieses Volkes — und andere als religiöse haben sie kaum hinterlassen. Auch die Juden basierten auf der alten Kultur des Zweistromlandes, in ihrer äußeren Kultur sind sie direkt ein Zweig dieses riesigen Baumes — aber, wie haben sie die über-

nommenen Mythen ethisch zu vertiefen gewußt, wie sind sie den Dingen auf ihren letzen Grund gegangen. Eine Wissenschaft im griechischen Sinne, eine Wissenschaft von der Außenwelt hatten sie nicht, daher war hier auch für den genannten Zwiespalt mit der Religion kein Platz. Dafür aber haben sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Wissenschaft von der Innenwelt erfunden, begründet und bis zu fabelhafter Höhe ausgebaut.

Griechen und Juden haben die zwei Seiten der alten Kultür des Zweistromlandes, die wissenschaftliche und die ethische, jedes Volk die seine in glücklicher Einseitigkeit, soweit ausgebaut, daß sie damit auf beiden Gebieten die bleibenden Fundamente aller weiteren Entwicklung geschaffen haben.

§ 3. *Das Mittelalter und die Neuzeit.*

Wir haben gesehen, daß wohl die Griechen das einzige Volk waren, bei dem im Altertum ein tiefer gehender Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Volksreligion sich auftat. Es ist ja auch dies ganz selbstverständlich, da die Griechen lange Zeit die Einzigen waren, die wirkliche Philosophie und Wissenschaft im eigentlichen Sinne betrieben und zu treiben in der Lage waren. Hinzu kommt ein gewisser Tiefstand der eigentlichen griechischen Volksreligion und der sozialen Ethik im Vergleich mit derjenigen, die wir bei den Völkern des älteren östlichen Kulturkreises, insbesondere den Juden usw. fanden. Als dann zu den Zeiten des Höhepunktes des römischen Kaiserreiches jene ungeheure Vermischung und Durcheinanderwürfelung der orientalischen und griechischen Geisteskulturen stattfand, aus der das Christentum zum Teil erst hervorging, da war die eigentliche griechische Wissenschaft bereits so sehr von ihrer klassischen Höhe herabgesunken, die sie in einigen wenigen ihrer Vertreter erreicht hatte, daß ein eigentlicher Gegensatz zwischen ihr und den neuen religiösen Bestrebungen innerhalb der gebildeten Kreise nicht recht zutage treten konnte. Wir finden allerdings eine heftige Stellungnahme der führenden Geister des jungen Christentums gegen gewisse Formen der griechischen Philosophie (Aufhebung der Akademie in Athen durch Kaiser Justinian ca. 500 n. Chr.), insbesondere auch auf ägyptischem Boden, es war dies jedoch weniger ein Gegensatz zwischen Wissenschaft und Religion im eigentlichen Sinn, als vielmehr ein Gegensatz

zwischen verschiedenen philosophisch ziemlich gleichwertigen Richtungen der damaligen Geistesbestrebungen. Und es ist ja bekannt, wie sehr die junge Kirche sich bemühte, gerade auch mit der klassischen griechischen Philosophie sich auseinander zu setzen und diese womöglich zu assimilieren. Das Evangelium Johannis ist ein klassischer Zeuge für dieses Streben, indem es nach Möglichkeit die christlichen Heilslehren zum Teil durch die Betrachtungen der idealistischen griechischen Philosophie zu begründen sucht. Auch Augustin, der selbst auf griechisch-organisierten Hochschulen studiert hatte, wirkte in dieser Richtung wie viele andere, und der Erfolg aller dieser Bestrebungen war derart, daß die mittelalterliche Kirche direkt die Philosophie der Aristoteles zur offiziellen, kirchlichen Philosophie erhob.

Aus diesem Tatbestand geht unmittelbar folgendes hervor: Solange nicht eine neue Wissenschaft, eine neue Philosophie aufstand, welche in merkbarer Weise über Aristoteles hinausgriff, war es natürlich unmöglich, daß von neuem ein Gegensatz zwischen Wissenschaft und Religion, wie sie damals verstanden wurde, entstehen konnte. Und bis es dazu kam, mußten beinahe eineinhalb Jahrtausende vergehen. Die Zwischenzeit gehörte anderen Aufgaben als derartigen rein geistig spekulativen Forschungen, es mußten all jene neuen in den Gesichtskreis der bewußten Weltgeschichte getretenen Völker, welche die Römer zum Teil nur äußerlich unterworfen hatten, zivilisiert, kolonisiert, es mußten die gewaltigen geistigen und seelischen Errungenschaften der alten Kulturwelt von ihnen aufgenommen und verarbeitet werden. Diese Kolonisationsarbeit war eine so ungeheure, die Notwendigkeit, Organisationen zu schaffen, um alle jene neuen Volksmassen halbwegs zu der zivilisatorischen Höhe zu erziehen, welche das Altertum unter den Griechen und Römern erreicht zu haben glaubte

bezw. neue Formen hierfür zu entwickeln, um die neue soziale Gliederung aller Völker auf Grund der neuen christlichen Ideen durchzuführen, war eine so gewaltige, daß zunächst keine Zeit und keine Kraft übrig blieb, um den letzten und feinsten Äußerungen einer hohen geistigen Kultur des logischen Denkens sich von neuem zuzuwenden.

Erst als diese Kolonisationsarbeit insoweit geleistet war, daß so ziemlich ganz Westeuropa von Völkern relativ gleichförmiger Kulturhöhe bewohnt war, da begannen da und dort wiederum die äußeren Umstände für die Entstehung eines ausgreifenderen Denkens günstig zu werden. Gleichzeitig kamen dann die starken Anstöße, welche die Wiederentdeckung der klassischen Schriften des griechischen Altertums und deren Verbreitung durch die Erfindung der Buchdruckerkunst gaben. Jetzt verbreitete sich wieder die Kenntnis jener höchsten Errungenschaften griechischer Geistesarbeit unter den Gelehrten und gaben so einen Maßstab und einen Ausgangspunkt zu neuen Forschungen und neuen kühnen Gedankentaten.

Und mit diesen Umständen tritt automatisch wiederum der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Religion, letztere verkörpert in der Kirche, auf. Naturgemäß, denn die damalige Kirche hatte sich festgelegt auf die Philosophie des griechischen Altertums, insbesondere auf Aristoteles. Somit war es notwendig, daß jeder Denker, der irgendwie über Aristoteles hinaus wollte, in Konflikt mit der Kirche kommen mußte. Wir wollen hier nicht untersuchen, warum es historisch notwendig war, daß die Kirche sich auf die aristotelische Philosophie festlegte, es leuchtet unmittelbar ein, daß zu einer Zeit, wo es keine andere Philosophie gab, man nicht verlangen konnte, daß man das spätere Auftreten anderer Philosophien in Rechnung zog; — für uns ist nur wichtig die Tatsache, daß es so geschah. Und nun folgt jener immer heftiger werdende

Kampf der beiden Prinzipien, einerseits der in der Kirche verkörperten Religion, andererseits der in den kühnen vorwärtsstrebenden Geistern der Gelehrten verkörperten Wissenschaft, ein Kampf, der in immer steigender Schärfe und mit wechselndem Erfolg von beiden Seiten bis auf unsere Zeit geführt wird, und der vielleicht in seinem tiefsten Sinne ganz unnötig ist.

Betrachten wir die letzten Phasen dieses Gegensatzes seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, also etwa seit 1400, noch kurz etwas näher.

Auf Seite der Wissenschaft kam eine ununterbrochene Reihe großer Entdeckungen zutage, welche vielfach mit den Anschauungen der Alten in Widerspruch treten mußten. Angefangen von den Entdeckungen des Kopernikus und Keppler, welche die Erde als einen um die Sonne kreisenden Planeten erkennen ließen, die Entdeckung der allgemeinen Schwerkraft, die Entdeckung der verschiedenen Kräfte in der Physik, die Atomlehre Daltons, die Entdeckung der Zelle, die Forschungen über die geologischen Verhältnisse der Erde und über die ausgegrabenen Reste von Pflanzen und Tieren, die moderne entwicklungsgeschichtliche Forschung in Tier- und Pflanzenwelt, mit ihren Hunderten und Aberhunderten von großen Geistestaten, sie alle bewirkten eine steigende Achtung vor der Wissenschaft als solcher auch in den breiten Massen des Volkes. Damit aber wurden auch immer neue Gegensätze geschaffen, denn viele, ja die meisten dieser Entdeckungen, die immer weniger in ihrer Richtigkeit angezweifelt werden konnten, standen im Gegensatz zu den Kenntnissen des Aristoteles. Und wie der Kampf stets die Stellungnahme der Gegner automatisch immer mehr zu verschärfen bestrebt ist, so war es auch hier. Naturgemäß neigte die Kirche dazu, überhaupt die ganze neue Wissenschaft abzuweisen, während andererseits viele Forscher in der

Siegesfreude ihrer wissenschaftlichen Triumphe auch jede Berechtigung der Kirche abzustreiten und auch vielfach aus Gründen falsch verstandener intellektueller Konsequenz jeder eigentlich religiösen Regung ihres Innern mit Mißtrauen gegenüber zu stehen begannen. Es entstand mit einem Wort eine immer schärfere Trennung der Geister. Auf der einen Seite die eigentlichen Gläubigen, welche mit Willen die Lehren der Kirche annahmen, auch da, wo diese mit anerkannten wissenschaftlichen Tatsachen in Widerspruch standen. Andererseits viele Wissenschaftler, welche jegliche äußere und innere Gemeinschaft mit den Gedankenkreisen der Kirche völlig ablehnten und in sich unterdrückten. In beiden Lagern gab es natürlich eine große Menge vorurteilsloser Individuen, denen es zum Bewußtsein kam, daß sie sich in einer Zwangslage befanden, jedoch gab es objektiv keine Möglichkeit, für Menschen, die überhaupt zu derartigen Problemen eine ausgeprägte Stellung nehmen wollten oder mußten, einen Zwischenweg einzuschlagen. In dem mehr theoretisch veranlagten Deutschland wenigstens war jene Möglichkeit, die manchen Vertretern der mehr praktisch denkenden englischen Nation nahezuliegen scheint, nämlich beide Standpunkte, sozusagen zeitlich und räumlich getrennt in ihrem Gehirne gleichzeitig und dennoch glücklich zu bewahren, nicht so leicht einzuführen. (Ich erinnere an berühmte englische Forscher, wie Newton, Faraday u. a.) Es scheint, daß die deutsche Seele nicht umhin kann, eine gewisse Einheitlichkeit in ihrer Stellungnahme zu verlangen, und daß sie den Mangel solcher Einheitlichkeit, falls diese durch irgendwelche Umstände nicht möglich sein sollte, schwer empfindet und ihm auf alle mögliche Weisen abzuhelfen versucht. Wie dem auch sei, Tatsache war und ist, daß dieser tiefe Zwiespalt bei allen wirklich Denkenden besteht, und gar viele Versuche von verschiedenen Seiten sind gemacht worden, ihn zu überbrücken.

II. Kapitel.

Der wissenschaftliche Tatbestand.

§ 1. *Das Problem.*

Wir haben im vorigen Kapitel überlegt, wie sich der Zwiespalt zwischen Wissenschaft und formulierter Religion, wie wir ihn noch heute scharf unser ganzes Leben und Denken durchziehen sehen, entwickelte. Wir haben uns erinnert, daß dieser Zwiespalt im wesentlichen begann zur Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften. Jedoch trat der Gegensatz nicht überall unmittelbar und allgemein in seiner ganzen Tiefe in Erscheinung, sondern wir sehen, wenn wir die Schriften der Gelehrten verfolgen, immer wieder die angestrengtesten Versuche, die momentane Wissenschaft mit den religiösen Vorstellungen in Einklang zu bringen. Schon die Tatsache, daß eine ganze Menge der bedeutendsten Gelehrten des 15., 16. und 17. Jahrhunderts Geistliche waren, zeigt, daß die Versuche, beide Vorstellungskreise in Einklang zu bringen, vielfältige und lebhafte gewesen sein müssen. Um nur einen der Großen herauszugreifen, so sehen wir z. B. bei Leibniz, mit welcher Gewalt er darum ringt, seine religiösen und philosophischen Vorstellungen in Übereinstimmung zu bringen. Das Resultat ist ein eigenartiges Produkt dieses Strebens. Der Zwang der mathematischen und physikalischen Vorstellungen, zu deren Ausbau er selbst so Bedeutendes beigetragen hat, war bereits ein so starker, daß wir bei ihm im wesent-

lichen schon ein mechanistisches Weltbild finden, in dem für die Tätigkeit seines Gottes nur in seinen letzten Ausläufern Platz übrigbleibt. Er begabt seine Atome, die sogenannten Monaden, mit der Vorstellung einer Art von Seele, deren Gesamtheit für ihn die Weltseele darstellt. Wir haben hier einen typischen Versuch vor uns, das bereits sehr weitgediehene mechanische Weltbild nachträglich mit der Vorstellung einer bereits ebenfalls sehr logisierten Weltseele zu behaften.

Noch viel schärfer ist dieser Gegensatz bei Kant geworden. Seinem kritischen Geiste gelingt es nicht mehr, mit dem mechanischen Weltbilde eine Gottesvorstellung der alten, überlieferten Art in natürliche Beziehung zu setzen, und er greift, da ihm dennoch eine solche praktisch als absolut nötig erscheint, zum Ausfluchtsmittel, diesen Gott gewissermaßen seinem Weltbilde gewaltsam zu oktroyieren, ohne daß es ihm gelingt, sich in dieser Verbindung irgendwie philosophisch tiefer zu rechtfertigen.

Durch die von den Erfolgen der exakten Wissenschaften gewissermaßen forcierte Entwickelung des mechanistischen Weltbildes in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde dann für viele Kreise die Möglichkeit einer Vereinigung eines Gottesbegriffes mit dem Weltbilde immer schwieriger und wir sehen den Erfolg dieses Vorganges in der immer größer werdenden Vertiefung des Widerstreites zwischen mechanistischen Wissenschaften und Religion, wie wir ihr in der heftigsten Ausprägung insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begegnen.

Es zeigte sich immer deutlicher, daß für einen Gottesbegriff der aus den Kindheitstagen der Menschheit überlieferten, kritisch und wissenschaftlich völlig ungeklärten Art eine Anknüpfung an das rein mechanistische Weltbild nicht gefunden werden konnte. Aber die damalige verbreitetste Form dieses Weltbildes, welche auf einer

rein materialistischen Erkenntnistheorie basierte, die sich allzu naiv Atome und Kräfte als unmittelbar Letztes gegeben vorstellte, ohne zu fragen, wie dann diese selbst wieder ihre Existenz rechtfertigen könnten, zeigte sich bei der weiteren Entwickelung der philosophischen Forschung wenigstens in ihren Grundlagen immer weniger als stichhaltig. Zwar war in keiner Weise zu leugnen, daß das, was der Materialismus als einziges für ein Weltbild bieten konnte, die Hauptmasse des wissenschaftlich begründeten Weltbildes darstelle, doch eben die erste Begründung, die Fundierung des ganzen Gebietes war eine derart naive und mangelhafte, daß abschließende Resultate auf diesem Wege nicht erhalten werden konnten. Und damit konnte auch nicht eine volle, sichere Klärung jener Fragen, welche den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Religion berühren und welche doch immer wieder die Seelen der Menschen beschäftigten, von dieser Seite her erwartet werden.

Hier nun setzte, zum Teil wohl direkt von solchen Überlegungen mit angeregt, eine ganz neue Entwickelung in Wissenschaft und Philosophie ein, welcher es gelang, zunächst einmal das starre Vorurteil, daß der Materialismus der Mitte des 19. Jahrhunderts sämtliche Fragen bereits löse, in den denkenderen Geistern allmählich zu lockern, und so die Bahn für eine neue, unvoreingenommenere Betrachtung frei zu machen. Die Wissenschaft begann ihre tieferen Grundlagen einer neuen und intensiveren Durchforschung zu unterziehen — eine Bewegung, die in stetiger Ausbreitung seit dem letzten halben Jahrhundert ständig begriffen ist, immer neue und wunderbarere Resultate zeitigte, und von der noch nicht abzusehen ist, wann sie ihren Höhepunkt überschreiten wird. Die Philosophie wiederum schuf durch eine teilweise Rückkehr zu Kant sich die Möglichkeit, sozusagen von neuem anzu-

fangen, ohne sich von Vorurteilen eingeengt zu sehen, sie ergriff mit Freuden die ihr von der ihre eigenen Grundlagen erforschenden Wissenschaft gebotenen Anregungen, und versuchte mit vielfachem und wachsendem Erfolge die dort erhaltenen Resultate für eine allgemeine philosophische Weltbetrachtung zu verwerten und sich so besser zu assimilieren.

Auf dieser Stufe angelangt nun kann man mit neuer Aussicht auf einige Klärung sich wiederum die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Religion stellen. Man kann von neuem fragen, ob denn nicht die religiösen Erfahrungen und ethischen Formulierungen der Alten — in irgendeiner modifizierten Form natürlich — wenigstens verständlich innerhalb des wissenschaftlichen Weltbildes erscheinen möchten. — Oder ob es tatsächlich notwendig sei, diese gewaltige Seite menschlichen Innenlebens, wie es vom Materialismus fast durchgehends geschah, lediglich als eine kindische Verirrung der vergangenen Generationen zu betrachten, und sich zu der Ansicht zu zwingen, daß die riesigsten Konflikte und die einschneidendsten Meinungsstreite der Menschheitsgeschichte nur durch abergläubische Beschränktheiten verursacht worden seien, kurz, ob einer der wichtigsten Motoren der menschlichen Entwickelung ein reines Phantom gewesen sei. Man kann ferner wieder fragen, ob es denn notwendig sei, den tiefsten ethischen Fragen, den letzten Wertungsproblemen, wie es der Materialismus pflegte, fast völlig meinungslos und ohne jede Direktive gegenüberzustehen, ob es tatsächlich dem wissenschaftlich Denkenden auferlegt sei, in diesen Fragen auf einer Stufe letzter Primitivität zu verharren, sein Dasein und sein Streben als ein mehr oder weniger sinnloses Kräftespiel zu betrachten, oder ob nicht auch die Wissenschaft in der Lage sei, denen, die sich von ihrer Unumstößlichkeit überzeugt hatten, auch einen Aufschluß über die letzten

Fragen des Menschenlebens zu gewähren, der dem Leben einen Sinn und einen Inhalt bieten kann.

Um diesen Fragen nähertreten zu können, dazu ist es nötig, in aller Kürze einige philosophische Überlegungen einzuflechten, welche den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung in diesen Fragen charakterisieren sollen. Und wenn wir dann im folgenden Kapitel die Frage in Angriff nehmen, ob denn die Vorstellungen der überlieferten Religion und Ethik wirklich gar so sinn- und grundlos gewesen seien, wie sie einer allzu schnell errungenen naturwissenschaftlichen Bildung heute manchmal erscheinen möchten, dann werden wir finden, daß diese Vorstellungen, wenn sie auch mit vielen Resten vorzeitlichen Aberglaubens behaftet waren, in ihrem wesentlichen Kerne ihr volles wissenschaftliches Gegenbild finden, und daß insbesondere die Formulierungen der alten jüdischen Denker, wie sie uns im Kanon des Alten Testamentes entgegentreten, den wunderbarsten Einblick in die tiefsten Wahr- und Wesenheiten des Daseins bieten, der durch die kritischste wissenschaftliche Forschung niemals verworfen, sondern immer nur von neuem bestätigt und um so tiefer begründet werden kann.[1])

[1]) Wem die beiden folgenden Paragraphen Schwierigkeiten des Verständnisses bieten, der kann sie ohne besondere Störung überschlagen.

§ 2. *Die Wissenschaft.*

Wir sahen soeben, daß die rein materialistische Weltauffassung sich bei näherer Erforschung nicht bestätigte. Es ergab sich vielmehr folgendes.

Schon seit altersher hatte die Mathematik, und mit ihr die Geometrie und mathematische Mechanik als das Vorbild einer vollendeten Wissenschaft gegolten. An ihr also mußten sich die Ziele der wissenschaftlichen Forschung und das Wesen der Naturgesetze am besten erkennen und verstehen lassen. Schon die Erfinder der theoretischen Geometrie, die alten Griechen, hatten auf diese Überlegung eine ganze Philosophie gegründet. Nun bestätigte die wissenschaftstheoretische Forschung bis jetzt immer mehr bis zur unumstößlichen Gewißheit, daß wir in der Mathematik eine besondere Form der Wissenschaft vor uns haben, eine besonders vollendete Form, die wir als theoretische Wissenschaft bezeichnen wollen. Es ergab sich ferner, daß alle Wissenschaften von irgendeinem Gebiete des Wirklichen dieser vollendetsten Form zustreben, viele (wie große Teile der Physik und Chemie) sind ihr schon sehr nahe oder haben sie erreicht, andere Gebiete wieder stehen ihr noch ferner (die unfertigen Teile von Physik und Chemie, die Meteorologie usw.), wieder andere dürften erst in sehr ferner Zeit in nennenswerter Weise sich ihr nähern, oder haben sie nur erst ganz wenig gestreift (die größten Teile der Biologie und Physiologie usw.). Innerhalb dieser vollendetsten Art von Wissenschaft nun, so fand man, werden die Naturgesetze nicht mehr im eigent-

lichen Sinne experimentell gefunden oder begründet, sondern sie entstehen auf mehr logischem Wege, durch Bearbeitung der Wirklichkeit mittels unseres logischen Verstandes. Die Hilfsmittel und Betrachtungsarten, welche der logische Verstand hierbei zur Anwendung bringt, werden formuliert in sogenannten Prinzipien, und unter diesen Prinzipien steht in erster Linie das Prinzip der Ökonomie, welches besagt, daß in der theoretischen Wissenschaft in allen Fällen das einfachste logisch mögliche Gesetz zur Anwendung komme und als Gesetz gewählt werden müsse. So hatte sich z. B. ergeben, daß rein logisch betrachtet nicht bloß eine Art von Geometrie, etwa die unsrige, formuliert werden könne, sondern daß man logisch unabsehbar, beliebig viele Arten von Geometrien formulieren könne. Man fand aber, daß gerade die unsrige auf Grund des Ökonomieprinzips als einfachste gefunden werden müsse. Natürlich hatte man diese unsere Geometrie schon früher gefunden gehabt, sozusagen experimentell, aber jetzt erst stellte sich heraus, wie man dieses experimentelle Resultat in seinem Vorhandensein verstehen könne. Man fand nämlich, daß man bei der experimentellen Erforschung der Geometrie früher sozusagen instinktiv schon die einfachsten Verhältnisse gewählt hatte. So ist es denn nicht mehr merkwürdig, daß etwas, was früher rein objektiv durch Experiment gefunden zu sein schien, neuerdings sich als das Resultat einer zwar nicht willkürlichen, aber doch freiwilligen Wahl darstellt.

Mit dieser kurzen Darlegung über die Geometrie haben wir den wesentlichsten Punkt der modernen Entwickelung der Wissenschaftslehre, bzw. der Erkenntnistheorie schon festgelegt: es ist eine völlige Verschiebung in der Auffassung der Naturgesetze zustande gekommen. Waren früher die Naturgesetze irgendwelche mystisch gegebene Dinge, welche von irgendeiner höheren Macht,

sei sie, welche sie sei, als gegeben erschienen, welche dem Weltall auf eine nicht erklärbare Weise anhafteten, so zeigte sich jetzt, daß diese Naturgesetze in den theoretischen Wissenschaften alle und jede Mystik ablegten und sich einfach als freiwillig zur logischen Bearbeitung der Wirklichkeit nach möglichst praktischen Gesichtspunkten aufgestellte logische Schemata erwiesen. Die experimentell gefundenen und bisher noch nicht theoretisch begründeten Gesetze fallen zwar zunächst aus diesem Rahmen heraus, es ist aber klar, daß auch sie nur ein vorläufiges Stadium darstellen und in irgendeiner Zeit ihre Einreihung in diejenigen Gesetze zu erwarten haben, denen jede Mystik genommen ist.

Nach dieser Anschauung stellt sich aber das Gesamtbild der wissenschaftlichen Erkenntnis etwa folgendermaßen dar. Gegeben ist der Gesamtstrom der Wirklichkeit, des wirklichen Geschehens. Ihn zu erklären und zu deuten — und dadurch dann auch mit der Tat zu beherrschen — ist die Aufgabe der Wissenschaft. In reinster Form tut dies die theoretische Wissenschaft. Sie zerlegt diese Gesamtheit der wirklichen Erscheinungen nach gewissen besonders praktischen logischen Prinzipien, indem sie auf diese Weise die Naturgesetze sozusagen selbst herbeiführt, sie, die nach praktischsten logischen Gesichtspunkten ausgewählt sind, in die Wirklichkeit hineinträgt. Dieser Prozeß, der auf ein systematisches Ordnen der natürlichen Erscheinungen hinausläuft, ist ein stetig immer weiter fortschreitender und ein sowohl ins Kleine wie ins Große, d. h. intensiv und extensiv unendlicher. Mit anderen Worten, die theoretische Wissenschaft stellt sozusagen ein stetig sich vergrößerndes Gebäude dar, das immer weitere Gebiete der Wirklichkeit zu umfassen strebt. Ein Bild wird dies vielleicht noch klarer machen. Denken wir uns in einer Lösung, einer Mutterlauge einen kleinen Kristall eingelegt des betreffenden Stoffes. Dann denken wir uns

bekanntlich die Moleküle im Kristall nach schärfsten mathematischen Gesetzen orientiert, während die Moleküle in der Lösung völlig ungeordnet und unorientiert sind. Der Kristall nun reißt beim Wachsen die Moleküle seiner Umgebung an sich und ordnet sie in sein eigenes genaues Gefüge ein. So können wir uns die Gesamtheit der Wirklichkeit als die Mutterlauge vorstellen und die theoretische Wissenschaft als den Kristallkern, der immer mehr und mehr von der Lösung sich anzuschließen und seiner Ordnung einzufügen sucht.

An dieses Gebäude der theoretischen Wissenschaft schließen sich dann die Gebiete an, welche noch nicht völlig oder noch kaum „theoretisiert" sind. Zum Unterschiede wollen wir das Gebäude der theoretischen Wissenschaft den „theoretischen Urbau" nennen und konstatieren, daß dieser im Laufe der unendlichen Zeit die Gesamtheit der Wirklichkeit zu umfassen berufen ist. Damit ist aber gesagt, daß es keinerlei Grenze gibt, welche der Urbau nicht zu überschreiten vermöchte, d. h. daß es keine Erscheinung der Wirklichkeit gibt, welche nicht nach und nach in einer kürzeren oder längeren, aber stets endlichen Zeitspanne der wissenschaftlichen Erforschung und Erklärung ihrer Bedingungen und dann der Einordnung in den theoretischen Urbau unterworfen würde. Dies ist ein Resultat von überaus großer Tragweite, welches hier zwar nicht in allen Details bewiesen werden (hierzu wären die modernen wissenschaftstheoretischen Untersuchungen zu vergleichen), welches aber bereits als sehr klare Folgerung aus dem bereits Gesagten eingesehen werden kann. Denn offenbar ist für unser zerlegendes Herantreten mittels der logischen Prinzipien an die Wirklichkeit irgendeine Abhängigkeit davon, *was* dieser Operation unterworfen wird, in keiner Weise gegeben, sondern es wird die vorgelegte Wirklichkeit einfach nach diesen Regeln behandelt. Die Frage, ob irgendein

bestimmter Teil der Wirklichkeit nach diesen Regeln behandelt werden kann (z. B. die Organismen) hat also gar keinen Sinn. Irgendeine Unterscheidung verschiedener Teile der Wirklichkeit, die nach diesen Regeln behandelt werden können oder nicht, ist sinnlos. Sie werden eben alle darnach behandelt und zwar führt je nach der Komplikation diese Behandlung langsamer oder schneller zu einem gewissen Ziele.

Nun sind natürlich verschiedene Teile der Wirklichkeit in einem bestimmten Sinne von verschiedenen Graden der Komplikation. Ein Stück Kochsalz und eine Maus unterscheiden sich dadurch, daß die Maus ein Gegenstand von unvergleichlich viel größerer Mannigfaltigkeit der Reaktionen gegen die Bedingungen der Umgebung darstellt innerhalb des gleichen Genauigkeitsspielraumes, als das Stück Kochsalz. Daher werden uns auch die Gesetze, welche das Verhalten des Kochsalzes darstellen, viel leichter zu erforschen sein, wie die bei der Maus in Betracht kommenden. Aber ein prinzipieller Grund, warum irgendein spezielles Verhalten der Maus nicht auf Grund der allgemeinen wissenschaftlichen Regeln sollte — wenn auch erst in vielleicht sehr ferner Zeit — erklärt werden können, ist nicht vorhanden. So ist es klar, daß schließlich auch der Mensch mit jeder einzelnen seiner Äußerungen theoretisch völlig einmal in den Bereich des auf diese Weise Erforschbaren fallen muß, insoferne, daß diese Äußerungen als Folgen bestimmter Bedingungen und in ihrer Abhängigkeit von diesen nach allgemeinen Gesetzen erkannt werden.[1]

[1] Die Gesamtheit der Wirklichkeit wird jedoch erst nach unendlich langer Zeit restlos unter diese Erforschung gefallen sein. In endlicher Zeit wird daher niemals alles erforscht sein und soweit man auch gekommen sein wird, immer wird noch unendlich viel zu erforschen übrig bleiben. Aber irgendeine Abgrenzung oder Kennzeichnung dessen oder von etwas Bestimmtem, das stets unerforscht bleiben müßte, ist ebenfalls unmöglich.

§ 3. *Entwickelung.*

Mit der letzten Bemerkung des vorigen Paragraphen aber haben wir das Gebiet berührt, welches uns für unseren vorliegenden Zweck am meisten angeht von den Konsequenzen der Wissenschaftstheorie.

Es ergibt sich aus diesen Überlegungen zunächst, daß das, was unserer wissenschaftlichen Erklärung unterworfen ist, wenn auch erst vielleicht in beliebig ferner Zeit, schlechterdings keine Lücke übrig läßt, die Platz ließe für etwas, das prinzipiell von dieser Erklärung ausgeschlossen wäre, sondern daß es die ganze Wirklichkeit restlos und ohne Ausnahme umfaßt. Daß dies der Fall ist, geht aus dem genauen Studium der Art hervor, wie wir derartige Erklärungen wirklicher Erscheinungen herstellen. Damit ist nun aber auch gesagt, daß wir irgendwelche Fragen innerhalb des gegebenen Rahmens beantworten müssen, daß wir keine Möglichkeiten haben, Erscheinungen der Wirklichkeit auf andere Weise zu erklären.

Für unsere Interessen in der vorliegenden Schrift ist nun die Konsequenz aus dem Gesagten von Wichtigkeit, daß wir selbst, unsere Person mit allen ihren Äußerungen, ebenfalls in den Bereich des durch die Wissenschaft in näherer oder fernerer Zeit Erklärbaren völlig aufgenommen sind. Dieses Resultat ist allerdings für die meisten Erscheinungen an unserer Person, wie wir sie im täglichen Leben erleben, ein rein theoretisches. Denn gerade die Lebensäußerungen, und besonders noch die des Menschen, sind

Entwickelung

von einem so hohen Grade von Komplikation, daß wir auf eine wissenschaftlich genaue Erklärung in der am Ende des vorigen Paragraphen geschilderten Weise in den meisten Fällen erst in sehr ferner Zeit hoffen dürfen. Aber trotzdem ist das Resultat von großer Tragweite.

Wenn ich daraufhin nämlich nach den Konsequenzen für das tägliche Leben, für mein tägliches Handeln frage, so ergibt sich als erste Folgerung: Ich muß mich in meinen Handlungen den gefundenen Gesetzen der Wirklichkeit unterwerfen, denn diese Gesetze gelten für mich und meine Äußerungen in jeder Hinsicht. Eine Opposition dagegen gibt es nicht.

Aber nicht alles, was das Leben bringt, läßt sich zurzeit durch Gesetze der theoretischen Wissenschaft erklären. Vielmehr stellt das so Erklärbare den geringeren Teil des Erlebens dar. Allzumeist sind wir im täglichen Leben auf „Erfahrungsgesetze" angewiesen, welche Vorläufer späterer theoretisch formulierter und ableitbarer Gesetze sind. Diese Erfahrungsgesetze beruhen auf folgendem Satze, welcher theoretisch durchaus begründbar ist: Unter Umständen, welche nicht erkennbar verschieden oder nicht sehr stark verschieden sind, findet auch so ziemlich das Gleiche statt. Dabei genügt es meistens, auf die Beachtung der näher liegenden Umstände sich zu beschränken. Dieser Satz wird auf Vorgänge angewandt, welche noch nicht genau erforscht sind, und deren Gesetze noch nicht dem theoretischen Urbau angehören. Er führt in den meisten Fällen zu richtigen Resultaten. Die Resultate sind also nicht völlig sicher, sondern nur mehr oder weniger wahrscheinlich, je nachdem uns Umstände, welche für den Vorgang von Wichtigkeit sind, entgangen sind oder nicht. Wir alle wissen tausende von Beispielen aus unserem täglichen Leben, wo wir unsere Erwartungen getäuscht sehen. Aber andererseits hat ein Mensch von einiger Er-

fahrung auch sehr viel mehr Fälle aufzuweisen, wo seine Erwartungen eintreffen. Denn in unsicheren Fällen vermeidet er es eben, sich auf bestimmte Erwartungen festzulegen. Also auch diesen Erfahrungsgesetzen, soweit sie uns eben bekannt sind, müssen wir folgen, so gut wir können. Auch da hilft keine Opposition.

Zu diesen Erfahrungsgesetzen gehört aber insbesondere das Folgende: Wenn wir die geologischen Schichten der Erde durchforschen, dann finden wir, daß die Tierreste in ihnen derart angeordnet sind, daß im allgemeinen je näher eine Schicht unserer jetzigen Zeit liegt, je komplizierter sind die Lebensäußerungen derjenigen lebenden Tiere, welche den betreffenden Tierresten am ähnlichsten sind. Diese Bemerkung enthält die Aussage, daß in dem Auftreten neuer Tierarten im Laufe der Erdgeschichte eine gewisse Tendenz obgewaltet haben muß, eine gewisse Richtung. Wir bezeichnen diese Veränderung in bestimmter Richtung als Entwickelung, und nennen das Fortschreiten zu höherer Komplikation der Lebensäußerungen Fortschritt. Die ganze Betrachtungsweise wird als Prinzip der Entwickelung bezeichnet.

Dieses Entwickelungsprinzip ist kein Gesetz der theoretischen Wissenschaft, sondern ein Erfahrungsgesetz. Unsere Forschungen zeigen uns, daß es im Vergleich zur Dauer eines Menschenlebens überaus lange Zeiträume gewesen sein müssen, innerhalb deren diese Entwickelung vor sich gegangen ist, und daß die während dieser Zeiten herrschenden, allgemeinen Verhältnisse auf der Erde keine mit den unsrigen völlig unvergleichbaren gewesen sein können, wenn sie auch vielfach verschieden genug waren. Im ganzen aber waren es in den langen Zeiträumen der Entwickelung Verhältnisse, denen wir mit unseren modernen Anpassungsmethoden wohl immerhin noch gewachsen wären. Wenden wir dann unseren obigen Satz auf diese Umstände an, so können wir etwa sagen: Inner-

halb des Spielraumes, in dem die Verhältnisse auf der Erde während der Entwickelung der Tierwelt sich änderten, wird, nachdem diese Periode eine so unübersehbar lange Zeit andauerte, und eine größere Veränderung der Umstände des Universums in unserer Umgebung nicht bemerkt oder erwartet werden kann, auch auf sehr lange Zeit hinaus die Änderung der Umstände auf der Erde sich erhalten. Damit aber ist auf diese Zeit hinaus die weitere Erhaltung und auch der weitere Fortschritt des Menschengeschlechtes äußerst wahrscheinlich. Nehmen wir hinzu, daß auch in der Beherrschung der Natur eine sogar neuerdings recht schnelle Entwickelung im Sinne eines Fortschrittes konstatiert werden kann, so ist zu hoffen, daß, wenn einmal dann nach sehr langer Zeit die Umstände auf der Erde sich in erheblicherem Maße ändern sollten, die Menschen auf Grund der dann gewonnenen Hilfsmittel in der Lage sein werden, sich auch diesen veränderten Umständen anzupassen und sich zu erhalten[1].

Hieraus wollen wir versuchen einige weitere Schlüsse zu ziehen.

[1] Vorausblicke in eine nähere Zukunft enthält die vor einem grandiosen ethischen Hintergrund aufgebaute Schrift von Walter Rathenau „Von kommenden Dingen", mit deren Inhalt wir uns da und dort berühren.

III. Kapitel.

Die religiöse Auswertung. Allgemeines.

§ 1. *Der Gottesbegriff.*

Aus den Uranfängen der Menschheit herauf sind uns Gedanken überliefert, welche mit einer Gewalt wie keine anderen in die Geschicke der Menschen eingegriffen haben und welche sich mit einer unerhörten Kraft und Ausdauer erhalten und immer wieder durchgesetzt haben, derart, daß wenn sie einmal fallen gelassen zu sein schienen, sie doch immer wieder aufgenommen und in vielleicht etwas anderer Gestalt mit immer wieder neuer Kraft vorwärts getragen wurden. Wir meinen diejenigen Gedanken, welche man im allgemeinen als „religiöse" bezeichnet. Bei allen Völkern, wo wir auch auf der weiten Erde nachforschen, finden wir eine Vorstellungsgruppe, welcher die kausale Verantwortlichkeit für alle und insbesondere die letzten Dinge des Daseins zugeschrieben wird, welche dafür also ein „kausales Zentrum" bildet. Bei den primitivsten Völkern sehen wir diesen Begriff der Weltleitung noch zersplittert, derart, daß irgendein besonders auffälliger Umstand der Außenwelt, sei es ein auffallender Baum, ein auffallendes Tier, ein merkwürdig geformter Stein, ja sogar mitunter ein farbiger Lappen als das kausale Zentrum für irgendeine Gruppe von Geschehnissen betrachtet wird, die den Betrachter irgendwie persönlich besonders berühren. Wir haben im ersten Kapitel gesehen, daß eine wesentlich höhere

Stufe dieser Gedankengänge uns bei den Babyloniern entgegentritt, wir sahen, daß diese Völker zur Zeit ihrer Blüte nicht mehr irgendeinen beliebigen Gegenstand je nach Bedarf als Kausalzentrum für bestimmte Geschehnisse verwenden, d. h. daß sie nicht mehr, wie man zu sagen pflegt, dem Fetischismus huldigen. Sicherlich war auch einst bei den ältesten Vorfahren jener Völker des Zweistromlandes der Fetischismus zu Hause. Aber schon unsere ältesten Quellen lassen erkennen, daß zu der Zeit, da sie geschaffen wurden, eine sehr viel höhere Stufe der Weltdeutung erreicht war, indem es ein für allemal bestimmte Gegenstände waren, welche als Kausalzentren für das gesamte Geschehen betrachtet wurden. Und zwar waren dies nicht irgenwelche naheliegende oder kleinliche Gegenstände, sondern außerordentliche, eindrucksvolle, mächtige und den kleinen Weltläuften unerreichbare Gegenstände, welche zu diesem Zwecke herausgegriffen waren aus der Wirklichkeit — es waren die großen Gestirne des Himmels. Es ist ohne weiteres klar, daß zwischen der primitivsten fetischistischen Stufe und der Form der Weltdeutung, wie wir sie bei den Babyloniern finden, eine Zwischenstufe eingeschaltet gewesen sein muß, in der es ebenfalls nicht mehr dem Belieben des einzelnen überlassen war, seine Kausalzentren selbst zu wählen, sondern wo die ganze soziale Gesamtheit, welche einer einheitlichen Kultur unterlag, bereits dazu gelangt war, ein für allemal bestimmte Kausalzentren aufzustellen, wenn auch diese noch nicht in jenen mächtigen und unerreichbaren Gestirnen bestanden haben. Es werden hiefür wohl zunächst bestimmte eindrucksvolle Tiere, sogen. heilige Tiere, heilige Bäume, schließlich auch heilige Berge gewählt worden sein, dazwischen aber wohl immer wieder einmal eine besonders eindrucksvolle menschliche Persönlichkeit.

Bei den Babyloniern finden wir also — in voller Reinheit natür-

lich nur bei den Priestern und Gelehrten — die unerreichbarsten Dinge der Wirklichkeit als Kausalzentren gewählt. Wir haben früher schon gesehen, daß diese Wahl gerade den Vorzug hatte, auf Dinge zu treffen, welche einer großartigen und relativ leicht zu durchschauenden Gesetzlichkeit gehorchten. Ob nun diese Gesetzlichkeit der Grund war, warum gerade die großen Gestirne zu Kausalzentren gemacht wurden, oder ob man durch das Studium der gewählten Kausalzentren erst zur Entdeckung jener feineren Gesetzlichkeiten gelangte, oder ob drittens — was das wahrscheinliche ist — beide Möglichkeiten abwechselnd eintraten und sich auf diese Weise gegenseitig verstärkten, das ist nachträglich schwer zu entscheiden. Sicher aber ist das eine, daß im Zusammenhang mit der Wahl der großen Gestirne als Kausalzentren für alles Geschehen der Anstoß gegeben war zur möglichsten Durchführung einer analogen Gesetzlichkeit in den Dingen des täglichen Lebens und des Staates, welche von der gewaltigsten Wirkung für die Kulturentwicklung wurde. — Wir wollen zunächst hier einhalten und die Bedeutung des Begriffes des Kausalzentrums uns ein wenig überlegen. Der primitivste Mensch stand den Erscheinungen seiner Umgebung, welche in unübersehbarer Abwechselung und Zufälligkeit auf ihn einstürmten, gedanklich zunächst völlig hilflos gegenüber. Es passierte ihm, daß seine Kinder von einem wilden Tiere zerrissen wurden, dann bekämpfte er dieses Tier und suchte es zu vernichten. Solange er es bloß während der Tat selbst bekämpfte, war es einfaches Abhalten. Aber mit der geistigen Höherentwickelung kam dann ein geistiges Nachzeichnen der Vorgänge, auch wenn sie vielleicht schon vergangen waren und dieselbe Kampfeswut, welche vorher das Untier nur während der Tat angriff, wurde jetzt durch die Phantasievorstellung auch noch nach der Tat ausgelöst — mit einem Wort, es trat die Idee der Strafe oder der Rache in

den Gesichtskreis der Menschen. Wir bemerken unmittelbar, daß dies bereits eine kausale Verknüpfung bedeutet. Es ist nicht mehr der unmittelbare, größtenteils instinktive Anreiz der momentanen Wahrnehmung, sondern es entsteht bereits ein Handeln auf Grund dieser Nachkonstruktion — eine typische Kausalverknüpfung. So gewöhnte sich der Mensch allmählich, alle Vorgänge, welche ihm persönlich nahetraten und daher für ihn Interesse hatten, in seiner Phantasie auf irgendwelche Umstände zurückzuführen, welche er zunächst wohl in Analogie zu jenem wilden Tiere dachte — er erweiterte seine Kausalbetrachtung. Und so kam es, daß bei irgendeinem Vorgang, dessen Kausalzentrum er nicht kannte, er irgendeinen naheliegenden Gegenstand als Kausalzentrum dafür annahm. Nun wurde sicher bei der weiteren geistigen Höherentwickelung des Menschen gar häufig die Beobachtung gemacht, daß ein solches vermeintliches Kausalzentrum nicht die Ursache von dem betreffenden Ereignis gewesen sein konnte. Der Schluß, der dabei zur Anwendung kommt, ist die sogen. Differenzmethode nach John Stuart Mill, indem ein nochmaliges Vorhandensein des Kausalzentrums nicht nocheinmal die gleiche Wirkung auslöste, so daß also das vermeintliche Kausalzentrum „es nicht gewesen sein konnte".

Diese Methode der Kausalzentren hatte für die geistig erwachende Menschheit etwas sehr Befriedigendes. Es war den Menschen ein geistiger Zwang, derartige Kausalzentren aufzustellen, und so oft sie auch sich getäuscht gesehen haben mögen, immer wieder versuchten es lebhaftere Geister von neuem, die richtigen, wahren Kausalzentren aufzufinden. Nun war es natürlich bei irdisch zugänglichen Gegenständen sehr häufig möglich, die Probe auf das Exempel zu machen. Und dabei mußte sich naturgemäß sehr häufig herausstellen, daß es fälschlich gewählte Kausalzentren gewesen waren. So ergibt sich ganz von selbst, daß die gewählten Kausalzentren

mit der fortschreitenden Entwickelung förmlich automatisch in immer weitere Ferne rücken mußten. Und so haben wir bei den Babyloniern jenen Zustand vorgefunden, der in einer gewissen Hinsicht einen Höhepunkt dieser Entwickelung darstellt, insofern als die auffallendsten, aber auch zugleich unerreichbarsten Gegenstände der äußeren Wahrnehmung die Kausalzentren für das gesamte Weltgeschehen geworden waren.

Und nun erst kommen wir dazu, zu bemerken, daß man dasjenige, was wir bisher als Kausalzentren bezeichnet haben, in der Mythologie als Götter zu bezeichnen pflegt. Und eine kurze Überlegung wird zeigen, daß der Begriff des Kausalzentrums tatsächlich einen wesentlichen Teil des Gottesbegriffes dieser alten Völker darstellt. Jedoch ist dieser Gottesbegriff damit keineswegs erschöpft.

In der Tat ist es nicht nur ein rein theoretisches Bedürfnis nach irgendeinem kausalen Verständnis für die Geschehnisse ihres Lebens und ihrer Umgebung, welches die alten Völker veranlaßte, derartige Kausalzentren anzunehmen. Sicherlich war dieser sozusagen mehr theoretische Gesichtspunkt überwiegend in den frühesten Zeiten, wo reiner Fetischismus herrschte. Damals war es wohl lediglich das Kausalbedürfnis (d. h. das Bedürfnis hinter einem Geschehen das handelnde, mächtige Lebewesen, an das man vom täglichen Leben mit Tieren und Menschen her gewohnt war, zu entdecken), welches die Menschen zwang, ihnen nahegehende Ereignisse irgendeinem Kausalzentrum zuzuschreiben. Mit der seelischen Höherentwickelung knüpfte sich hieran alsbald noch ein sehr wichtiges zweites Moment, welches einen immer bedeutenderen Einfluß auf die Entwickelung der Gottesvorstellung hatte. Sobald nämlich die Vorstellung dieser Kausalzentren in Form irgendwelcher mächtiger Wesen, die etwa mit einem mächtigen Herrscher oder König eines sozialen Gemeinwesens sich vergleichen ließen, ge-

wonnen war, tauchte auch in Analogie hiezu der Gedanke auf, ob sich diese göttlichen Wesen nicht gleich jenem Herrscher durch Geschenke und Lobreden möchten beeinflussen lassen. Dies führte dann immer mehr dazu, die gewählten Kausalzentren mit den Eigenschaften mächtiger Menschen auszustatten, so daß sie nach und nach immer mehr die Züge mächtiger menschlicher Persönlichkeiten annehmen mußten. Und nun ergab es sich von selbst, daß man dazu überging, sie in der gleichen Weise zu behandeln und ihnen in der gleichen Weise gegenüber zu treten, wie dies mit den Fürsten dieser Welt geschah. Der Gedanke, daß man einen Fürsten durch Geschenke zum Wohlwollen veranlassen kann, führte zur Sitte der Opfer, die Gewohnheit durch lobende Reden die Mächtigen der Erde für sich zu gewinnen, führte zur Darbringung von Lobgesängen und Preisreden für die Götter. Aber noch mehr! War nicht der beste Weg, um sich das Wohlwollen eines Fürsten zu verschaffen, der, daß man sich nach seinen Wünschen richtete und nach seinen Geboten handelte? Man war gewöhnt, daß anderen Falles Strafe oder Rache die Folge war. Hatte man nun einmal die Götter sich als Personen vorzustellen begonnen, so war es naheliegend, daß auch sie in gleicher Weise sich verhalten würden. Da es aber vielfach nicht möglich war, sie direkt über ihre Gebote zu befragen, so mußte man sich darauf beschränken, aus ihrem Verhalten Rückschlüsse zu ziehen, auf das, was sie wünschten und wollten. Wenn man also unter dem Gesichtspunkte, im Sinne der Götter zu handeln, etwas tat, etwas bezweckte, und alsbald traf einem ein Unglück, oder der Zweck wurde nicht erreicht, was lag da näher, als zu schließen, daß die Götter durch jenes Unglück, durch jenen Mißerfolg zeigen wollten, daß die Handlung nicht in ihrem Willen lag, gegen ihre Gebote verstieß? Sehr bald wurden daher Handlungen und Verhaltungsweisen, welche erfahrungs-

gemäß von Mißerfolg und Unglück gefolgt waren, als solche betrachtet, die gegen den Willen der Götter verstießen. Nun war es natürlich zunächst die Tradition, welche derartige Erfahrungen von Generation zu Generation weitergab. Bei der großen Wichtigkeit derartiger Erfahrungen für die Selbsterhaltung des einzelnen oder eines Volkes war es klar, daß dieser Tradition große Bedeutung beigemessen wurde, daß man alle Mittel verwandte, um sie mit dem Empfinden der Verehrung und Scheu zu verknüpfen, und sie so den jüngeren Gliedern der sozialen Gemeinschaft tiefer einzuprägen. Sicher waren natürlich die ältesten Männer des Stammes diejenigen, welche am meisten derartige Erfahrungen in ihrem Gedächtnis aufgespeichert hatten, sie wurden daher die Ratgeber für die Jüngeren, für die Schwächeren, Schwankenden, sie wurden die Lehrer der Jugend. Unter den Jungen aber mag gar leicht der eine oder der andere eine besondere Begabung bewiesen haben, diese Dinge zu behalten, ihnen nachzuleben, und sie anderen in eindrucksvoller Form weiterzugeben. Solche mögen dann die Alten besonders herangezogen, ihnen ihre besondere Sorgfalt zugewendet haben. So bekam die alte Weisheit junge Adepten, und wir finden hier den Ursprung der Priestergemeinschaften, die durch Heranziehung begabter jugendlicher Elemente sich stets neues Blut zuführten. In solchen Priestergemeinschaften wurden dann die alten Erfahrungen des Stammes hochgehalten und weitergegeben. Die ungeheure Wichtigkeit solcher Priesterpersönlichkeiten für die Stammeserhaltung leuchtete auch dem Beschränkten so unmittelbar ein, daß es vielfach Sitte wurde, ihnen die Arbeit des eigenen ökonomischen Lebenskampfes abzunehmen und sie von Stammeswegen zu erhalten. In diesen Priestergemeinschaften nun wurden die alten Göttervorstellungen weiter tradiert, man hatte eine Reihe von Mitteln im Laufe der Erfahrung gewonnen, von denen man

überzeugt war, mit ihnen eine besonders günstige Wirkung auf die Götter erzielen zu können, man hatte auf Grund der seit alten Tagen gesammelten Stammeserfahrungen eine Vorstellung davon bekommen, „was die Götter wollten", d. h. welches Verhalten den Göttern angenehm war und welches von Unglück und Mißerfolg gefolgt war.

So finden wir denn jene zweite Seite des Gottesbegriffes allmählich sich herausarbeiten, welche darin besteht, daß die Menschen in bestimmten Handlungen Erfolg zu haben wünschen und Mißerfolg als Unglück betrachten, daß sie Schmerzen und Not zu vermeiden wünschen, hingegen Glück und gutes Leben herbeizuführen suchen, und daß sie auf Grund des oben entwickelten Gedankenganges das Angenehme als Belohnung der Götter, das Unangenehme und Schmerzliche aber als Strafe von ihnen ansehen.

Sicherlich spielten bei der Schaffung gewisser historischer Formen des Gottesbegriffes sehr wesentlich auch mehr oder weniger unbewußte Gemütsbedürfnisse mit (welche z. T. neuerdings Freud und seine Schüler zum Gegenstande von Untersuchungen gemacht haben). Doch sind diese für unsere vorliegende Überlegung ohne Belang, denn wenn auch frühere Menschen sich durch solche Gefühle bei der Schaffung ihres Gottesbegriffes leiten ließen, so kann das niemals uns der Aufgabe entheben, auch denkend und unabhängig von allen Gefühlen uns mit dem tiefsten Grunde des Seins und unserer Stellung zu ihm auseinanderzusetzen.

Wir wollen diese beiden konstituierenden Seiten des Gottesbegriffes einmal als die kausale, das anderemal als die ethische bezeichnen und auseinanderhalten, wenn auch die letztere nicht ohne die erstere denkbar ist.

Einstweilen aber wollen wir uns von der geschichtlichen Betrach-

tung abwenden, und nachdem wir die wesentlichsten Seiten, welche für den Gottesbegriff in Betracht kommen, uns klar gemacht haben, uns der Auswertung der Überlegungen des vorigen Kapitels in dieser Richtung zuwenden.

§ 2. *Die kausale Seite des Gottesbegriffes.*

Wir haben im vorigen Paragraphen zwei Seiten des Gottesbegriffes besonders hervorgehoben: die kausale und die ethische Seite. Es sind dies diejenigen Seiten dieses Begriffes, die einerseits dem Erkennen, andererseits dem Handeln gegenüber zur Wirksamkeit kommen. Mit diesen beiden Seiten ist aber auch die Bedeutung des Begriffes bereits voll gekennzeichnet, denn was konnte außer dem Verstehen des Geschehens und dessen Einfluß auf seine Handlungen für den Menschen von Wichtigkeit sein?

Haben wir aber vorhin uns mit der Rolle beschäftigt, die der Gottesbegriff in seinen beiden Auswirkungen bei den Alten spielte, so wollen wir jetzt umgekehrt auch fragen: Wie stehen denn wir selbst zu jenen beiden Fragen: der Frage nach der kausalen Erklärung des Geschehens in unserer Welt und der Frage, wie wir unser Handeln einrichten sollen. Haben auch wir die Möglichkeit, die Antwort auf diese wichtigsten Fragen unseres Daseins mit einem Worte zu geben, mit jenem unausschöpfbaren und unumschreibbaren Worte, mit dem unsere Vorfahren diese Fragen beantworteten, mit dem Worte „Gott"? Sicher ist, daß beide Fragen auch uns noch Probleme bedeuten. Eine Antwort darauf zu finden, wird das Bemühen des folgenden sein. Hier aber seien zunächst lediglich für die Frage nach dem Kausalzentrum die philosophischen Erkenntnisse zur Behandlung herangezogen, die wir im vorigen Kapitel in ihren wichtigsten Linien umrissen haben.

Wir sahen dort, daß es jedesmal nur darauf ankommt, eine ge-

nügende Spanne Zeit zur Verfügung zu stellen, um jedes konkrete Problem, das sich auf irgendwelche Verhältnisse der Wirklichkeit bezieht, zu lösen, jeden Vorgang der Wirklichkeit wissenschaftlich, d. h. kausal zu erklären. Dies ist sozusagen die Theorie.

Aber wenn wir auch sicher sind, daß jeder Vorgang einmal seine wissenschaftliche Erklärung finden wird, so kann dies uns doch dann nur ein schwacher Trost sein, wenn wir gezwungen sind, uns im praktischen Leben mit dem Vorgang auseinanderzusetzen. Die Theorie kann warten, das praktische Leben aber wartet nicht. Hier heißt es Entschlüsse fassen, handeln oder den Schaden tragen. Und gerade aber das praktische Leben hat allzumeist mit Vorgängen zu tun, welche sehr weit davon entfernt sind, bereits wissenschaftlich voll erklärbar und beherrschbar zu sein. Schon der Verkehr mit unseren Nebenmenschen bringt uns fast fortwährend in die Lage, ohne exaktwissenschaftliche Gegenzeichnung handeln zu müssen. Und wenn wir auch genau wissen, daß keinerlei Schranken existieren, welche der wissenschaftlichen Erklärbarkeit gesetzt sind, so wissen wir doch ebenso genau, daß selbst unsere fernsten Enkel sich immer noch in der gleichen Lage mit uns befinden werden, denn wenn auch die Wissenschaft fortschreitet, so wird doch der Mensch und dessen Geistesleben insbesondere, in weiterem Sinne auch alle Lebewesen, und sogar mit wachsender Beobachtungsgenauigkeit jeder Gegenstand bis in alle Ewigkeit wieder neue Vorgänge darbieten, welche noch nicht erklärbar sind. Treten uns also im täglichen Leben solche Vorgänge entgegen, welche nicht schon wissenschaftlich geklärt sind, und wir sahen eben, daß dies in überreichem Maße der Fall ist, dann können wir also nicht auf unsere wissenschaftlichen Kenntnisse und auf bekannte wissenschaftliche Lehrsätze rekurrieren, sondern dann sind wir auf andere Fähigkeiten angewiesen, auf Handlungsweisen,

die noch nicht logisch zergliedert sind, auf „unmittelbares Handeln". Denken wir an unser Verhalten in einer schwierigen Situation, in einer Lage, wo von unserem Verhalten gegen einen anderen Menschen vielleicht unser Leben abhängt. Da handeln wir nicht aus wissenschaftlich-theoretischen Prinzipien, sondern aus der Fülle unserer innern, meist fast unbewußten Erfahrung heraus, auf Grund vererbter, tiefst im Unbewußten liegender Fähigkeiten. Zu einem wissenschaftlichen Überlegen gäbe es da gar nicht die Zeit.

Hier aber, wo die wissenschaftliche detaillierte Kausalität noch nicht durchgedrungen ist, da wissen wir dennoch, daß nur unsere menschliche Begrenzung es ist, die uns noch nicht bis zu dieser vollendeten Durchforschung hat durchdringen lassen, daß jedoch irgendein absolutes Hindernis, welches die kausale Erklärung irgend eines bestimmten Vorganges aus seinen Umständen unmöglich machen würde, nicht existieren kann und nicht existiert.

Somit ergibt sich, daß an die Stelle des alten Kausalzentrums der Gottheit heute völlig der allgemeine Kausalitätsbegriff getreten ist, d. h. daß jedes Geschehen lediglich aus seinen Umständen zu erklären versucht wird und — wenn auch erst in späterer Zeit vielleicht — als erklärbar angenommen werden muß.

Eine Frage wäre hier noch, ob nicht in einer allgemeinen Zielstrebigkeit, Entwicklungstendenz des Weltalls eine Kausalität gelegen wäre, die nicht unter das allgemeine Kausalgesetz fällt, sondern ein besonderes Kausalzentrum vielleicht doch voraussetzt. Hier ist zu sagen, daß es ebensogut sein kann, daß das Geschehen des Weltalls überhaupt darin besteht, unsäglich und unaussprechbar viele Möglichkeiten durchzumachen. Dies bleibt natürlich an sich ein scheinbar sinnloses Spiel. Unter diesen Möglichkeiten

werden aber an sich von Zeit zu Zeit immer höhere, kompliziertere auftreten, als solche, die vorher da waren. Unter diesen vielleicht einmal solche, welche von dem allgemeinen Geschehen sich so unabhängig zu machen verstehen, wie wir Menschen es von uns glauben und hoffen. Und nun wird die Frage sein, wann zum ersten Male solche Wesen auftreten, denen es gelingt, sich dem allgemeinen Weltgeschehen gegenüber zu erhalten. Diese werden dann für ihren Bereich in steigendem Grade die Lenker des Geschehens werden können. Doch ein Durchbrechen der allgemeinen Kausalität ist auch damit nicht gegeben. Auch diese Vorgänge müssen unter die gleiche Erklärungsart fallen, wie alles, was in unserer Wirklichkeit sich begibt, und damit ist schon ausgesprochen, daß auch sie nach unseren allgemeinen wissenschaftlichen Erklärungsregeln behandelt werden müssen, daß auch sie dem Kausalgesetz unterworfen sind.

§ 3. *Die ethische Seite des Gottesbegriffes.*

Es ist klar, daß bei einer Höherentwickelung der Menschheit der Gedanke, die angenommenen Kausalzentren irgendwie zu beeinflussen, Platz greifen wird, daß der Mensch versuchen wird, auf diese Weise unangenehme Erscheinungen zu verhindern, angenehme herbeizuführen, und damit kommen wir auf die ethische Seite des Gottesbegriffes.

Mit der Verfeinerung der Kultur wurden natürlich die Wünsche des einzelnen Menschen in bezug auf das, was ihm in seinem Leben begegnen sollte oder konnte, immer mannigfacher, gingen immer mehr ins kleine und einzelne, — so daß der Bereich von Vorkommnissen, der dem Einflusse der Götter untertan erschien, sich immer weiter ausbreitete und ausdehnte. Die Situation liegt so: Der Mensch hat seine bestimmten Wünsche und Ziele und versucht dieselben zu verwirklichen. Es ist ihm klar geworden, daß dies nicht immer ohne weiteres geschehen kann, sondern daß in sehr vielen Fällen Umstände in Betracht kommen, welche er nicht unmittelbar in der Hand hat, von denen aber der Erfolg seines Strebens abhängt. Er kennt die Umstände teilweise nicht, und wenn er sie kennt, er kennt nicht ihren Charakter, er kennt nicht ihre Gesetze, denen sie gehorchen. So wäre er also in vielen Fällen auf eine mehr oder weniger reine Passivität derartigen Umständen gegenüber angewiesen. Aber, und hier hängt unsere Überlegung mit derjenigen des vorigen Paragraphen zusammen: er schreibt die seinem Vorhaben günstigen und ungünstigen Um-

stände und ihre Wirkungen irgendwelchen Ursachen zu, und da er diese Umstände nicht kennt, so schreibt er sie irgendwelchen angenommenen Kausalzentren zu. Von diesen nun nimmt er an, daß sie Persönlichkeiten seien, Götter in irgendwelcher menschlicher Vorstellung. Diese nun versucht er in der gleichen Weise zu behandeln, wie er dies bei mächtigen Mitmenschen gelernt hat. Dieser Gedankengang ist wohl der Anfang aller Ethik.

Unter diesen Umständen steht also der Mensch vor dem Problem: Wie muß ich leben, um mir die Gunst meiner Götter zu gewinnen, so daß diese meinen Zielen kein Hindernis in den Weg legen, sondern im Gegenteil meine Ziele fördern? Hier nun entwickelt sich das Achtgeben auf irgendwelche Vorzeichen, auf Eingebungen, auf innere und äußere Stimmen usw., welche als Stimmen der Götter gedeutet werden und dem im unklaren Dunkel über den Willen der Götter tappenden Menschen sich offenbaren.

Die Frage, wie soll ich handeln? hat natürlich nur dann einen Sinn, wenn ich ein Ziel habe, welches ich durch mein Handeln erreichen will. Welches Ziel war es, welches der Mensch damals erstrebte? Dies ist nun genau wie heute mit Worten eigentlich gar nicht zu sagen. Es sind bloß einzelne Teile und einzelne Seiten dieses Zieles, wenn wir etwa sagen, der Mensch wünschte Angenehmes sich zuzuwenden, Unangenehmes von sich abzuwenden. Er wünschte sich möglichst viel Glück, vor allem möglichst viel „Kraft“, andererseits möglichste Vermeidung des Unglücks. Ich wiederhole, daß dies nicht das Endziel wiedergeben soll, sondern nur gewisse Seiten der menschlichen Grundwünsche, Beispiele von solchen. Wir wollen, um einen kurzen Ausdruck zu haben, diese Summe von verschiedenen Wünschen und Strebungen, welche letzthin das Handeln der Menschen bestimmen, als das Lebensziel des Menschen bezeichnen, wobei keineswegs gesagt

ist, daß diese irgendwie einheitlich zu sein braucht. Alles nun, was dieses Lebensziel förderte, mußte der Mensch als Glück, alles, was es beeinträchtigte, als Unglück empfinden. Und da nun die Geschehnisse seiner Umwelt, welche sein Lebensziel, sei es fördernd, sei es störend, beeinflußten, den Göttern als Ursache zugeschrieben wurden, so ergab sich für ihn ganz von selbst die Frage, wie muß ich handeln, damit mein Lebensziel möglichst gefördert wird, im speziellen, wie muß ich mich zu diesem Zweck zu den Göttern verhalten.

Wir haben damit ganz kurz zu skizzieren versucht, wie wir uns die historische Entwickelung der ethischen Seite des Gottesbegriffes in ihren ersten Anfängen zu denken haben. Wir wollen die weitere historische Entwickelung zunächst nicht verfolgen, sondern uns dem Probleme zuwenden, welche Antwort auf Grund der im vorigen Kapitel dargelegten Erkenntnisse wir selbst wohl auf diese Frage: „wie sollen wir handeln?“ zu geben haben. Offenbar haben wir hier die Kernfrage aller wirklich religiösen Problemstellungen vor uns, und damit wohl auch vielleicht dic tiefste Frage des Menschenlebens überhaupt. Wir werden daher auch naturgemäß ziemlich weit ausholen müssen, um ausdrücken zu können, was wir auf die Frage, wie sollen wir handeln, antworten können.

§ 4. *Das Lebensziel.*

Wir sahen soeben, daß die Frage „wie sollen wir handeln“ nur dann einen Sinn haben kann, wenn wir unserem Handeln einen mehr oder weniger einheitlichen Zweck, ein Ziel, zuschreiben dürfen, welches wir entweder uns selbst setzen oder das uns gesetzt wird.

Betrachten wir also die Frage einmal zunächst rein naturwissenschaftlich und fragen uns, welche Lebensziele, welches Lebensziel hat denn der Mensch? Hier ist zunächst zu sagen, daß er dies wohl im allgemeinen selbst nicht weiß. Wenn wir ganz unvoreingenommen den Menschen betrachten, dann sehen wir, daß die letzten Gründe seiner wichtigsten Handlungen unterhalb der Sphäre der Überlegung liegen. Es wohnt dem Menschen inne ein instinktiver Trieb, sich einmal zunächst selbst zu erhalten, dann aber auch seine Art zu erhalten. Der primitive Mensch macht sich darüber keine Gedanken, er lebt, weil es so in ihm liegt, weil es so in ihn gelegt ist. Und diese Ziele stellt er sich nicht selbst, sondern sie liegen in ihm, sie sind ihm gestellt. Nun wäre das alles sehr einfach, wenn nicht die beiden genannten Hauptziele gelegentlich und sogar ziemlich häufig miteinander in Konflikt gerieten. Nehmen wir nur den Fall der Mutter, welche das Leben ihrer Kinder bedroht sieht. Sie stellt das Lebensziel der Selbsterhaltung zurück hinter dem der Arterhaltung und ist in vielen Fällen geneigt, sich diesem zweiten Ziele zu opfern. Schon dieses einfache Beispiel lehrt, daß man das Lebensziel des Menschen nicht mit wenigen Worten aufzeigen kann. Nun sind die beiden genannten Ziele nur

die ersten und primitivsten — und es ist klar, daß bei fortschreitender Komplikation der Kultur die Lebensziele selbst und auch die Konflikte zwischen den verschiedenen Lebenszielen immer mannigfaltiger werden, so daß es ganz unmöglich ist, das Lebensziel des Menschen vollständig anzugeben.

Ein zweiter wichtiger Punkt ist der, daß sehr häufig das große Lebensziel des Menschen zurücktritt hinter kleineren momentanen Zielen des täglichen Lebens. Es kann seinem Innern irgendein Wunsch entspringen, der, sei es, daß er ihm nützlich ist oder daß er ihm schadet, einmal da ist und vorherrscht. Die Erfüllung dieses Wunsches wird dann für kürzere oder längere Zeit das Ziel, dem er zustrebt. Aber es braucht nicht bloß ein Ziel zu sein, es können gleichzeitig mehrere Ziele sein, die ein Individuum verfolgt, ja, es wird vorkommen, daß sich ein Mensch gleichzeitig verschiedene Ziele setzt, die sich einander widersprechen — es hängt das rein von der ihm gewordenen Begabung und seinem Wissen ab, ob er erkennt, daß diese Ziele gleichzeitig nicht verfolgbar sind — Hauptsache ist für uns, daß er sich diese Ziele setzt.

Wir haben bisher nur von den Zielen gesprochen, die der einzelne sich selbst setzt. Nun kommt aber noch eine sehr wichtige Quelle von anderen Zielen, nämlich solche Ziele, die dem Menschen von außen her gesetzt werden. Wir können sie teilweise auf die ebengenannte Gruppe zurückführen, wenn wir uns überlegen, daß, um den Menschen dazu zu bringen, diese Ziele wirklich zu verfolgen, sie ihm so tief eingeprägt werden müssen, als ob es eigene Ziele wären. Der Weg, um dies zu erreichen, ist die Beeinflussung des Menschen in geeigneter Weise und wird in der Pädagogik im weitesten Sinne behandelt. Dort wird gelehrt, wie es der Gesellschaft gelingt, ihre Ziele dem einzelnen jüngeren Individuum so einzuprägen, daß es sie für seine eigenen Ziele

wählt und ihnen nachgeht, wie wenn sie in seinen eigenen Wünschen entstanden wären. Dies gelingt natürlich am besten durch Anknüpfung an die eigenen inneren Ziele des Menschen.

So sehen wir denn, daß es fast unmöglich ist, bei irgendeinem Einzelmenschen über ein mehr oder weniger geschlossenes Lebensziel zunächst etwas auszusagen. Es ist klar, wir müssen erst etwas tiefer dringen, um den Problemen, die sonst unübersehbar verwickelt erscheinen, auf den Grund zu kommen.

§ 5. *Der Lebensdrang.*

Wir wollen uns zunächst einmal überlegen, wie denn wohl die Lebensziele des Menschen in der Entwickelung historisch entstanden sind, und wollen daraus die Möglichkeit schöpfen, einiges Weitere über dieselben auszusagen.

Wir alle wissen, daß sich im Verlaufe der Erdgeschichte das Leben aus primitiven Anfängen heraus aufwärts entwickelt hat. Wo die Anfänge liegen und wo sie zu denken sind, das wissen wir nicht, es ist dies auch für unser momentanes Problem durchaus belanglos. Sicher können wir jedoch das sagen, daß Tendenzen vorhanden waren, welche bewirkten, daß vorhandene Formen des Lebens immer mannigfaltiger wurden, daß sie in ihren Eigenschaften immer mehr Differenzierungen aufwiesen und daß innerhalb gewisser, sei es engerer, sei es weiterer Gebiete heftige Konkurrenzkämpfe um die Möglichkeit der Existenz stattfanden. Als dann größere Gebiete der Erde, welche geographisch irgendwie abgegrenzt waren, sich dichter mit Lebewesen zu bevölkern begannen, da mußte notwendigerweise unter diesen der Kampf ums Dasein ein immer heftigerer werden. Andererseits war es durchaus möglich, daß innerhalb der innersten Konstitution der vorhandenen Lebewesen Tendenzen bestimmter Entwickelungsrichtung vorhanden waren. So kommen wir denn zur Unterscheidung von zwei Gruppen von Entwickelungstendenzen, die, wie man leicht sieht, sich nach logischen Regeln derart ergänzen, daß sie die Gesamtheit aller überhaupt möglichen Fälle umfassen:

1. Wir unterscheiden zunächst die im Innern der vorhandenen Organismen liegenden Entwickelungstendenzen, welche sich auszuwirken streben,

2. wir unterscheiden andererseits die äußeren Entwickelungstendenzen, sowohl die, welche entstehen durch die an der betreffenden Stelle gegebenen äußeren geologischen und klimatologischen Umstände, als die, welche entstehen aus der Konkurrenz unter Einwirkung der übrigen Lebewesen des betreffenden Bereiches.

Da jede neue Generation von Lebewesen sich mit den beiden genannten Gruppen von Umständen auseinanderzusetzen hat und durch sie beeinflußt wird, so liegt deren Einwirkung auf die Gestaltung der Lebewesen auf der Hand. Wir brauchen, um das zu sehen, nicht einmal auf die von der Wissenschaft wieder erschlossenen Vorgänge früherer Erdperioden zurückzugreifen, es genügt, wenn wir die Menschheitsgeschichte der letzten tausend Jahre an uns vorüberziehen lassen. Auch an dieser ist das Gesagte klar zu erkennen.

Denken wir uns nun in unserer jetzigen Zeit die Erde dicht mit Menschen bevölkert, welche den endgültigen Sieg über alle Lebewesen im wesentlichen davongetragen haben, so werden sich die Überlegungen, welche wir soeben auf Lebewesen früherer Erdperioden anwandten, unmittelbar auf die Gesamtheit der Menschen anwenden lassen. Auch hier haben wir durch den Lebenskampf, das gegenseitige Drängen und Stoßen den Zwang, bestimmte Eigenschaften zu fördern, andere zu unterdrücken, und haben so eine gewisse Zielstrebigkeit der Entwickelung des Ganzen, sowie auch wiederum gewisser geographisch abgeschlossener Teilgebiete in sich.

In dieser Weise betrachtet, stellt die Gesamtmenschheit, oder auch die eines Volkes oder abgeschlossenen Gebietes, eine Art

von mechanischen Gleichgewichtssystems dar, wo sich die Kräfte auszugleichen suchen, und irgendeine übermäßige Kraft sich solange auswirkt, bis sie eine genügend starke Gegenkraft gefunden hat, die das Gleichgewicht wiederum herstellt. Es ist klar, daß sich aus diesem Zustande ganz bestimmte Möglichkeiten und Zwänge für die einzelnen Teile eines solchen Systems ergeben, denen eben ein solcher Teil mehr oder weniger ohnmächtig gegenübersteht, denen er folgen muß, will er nicht irgendwie durch überragende Kräfte zerstört werden. Diese Kräfte sind überpersönlicher Natur und unterstehen somit im großen und ganzen nicht irgendwelcher denkender und handelnder Kontrolle von seiten bewußter Teile der Menschheit. Sie machen sich also als aufgezwungene, nicht selbstgesetzte Ziele geltend, und wir wollen sie demgemäß nicht als Ziele, sondern als „Dränge" bezeichnen. Es wird also verständlich sein, wenn wir sagen, daß innerhalb der Gesamtmenschheit, ebenso wie auch innerhalb oder zwischen den Völkern und Staaten oder sonstwie abgeschlossenen Gruppen gewisse Entwickelungsdränge vorhanden sind. Es ergibt sich auch, daß es fast unmöglich ist, dieselben im einzelnen zu erkennen und auszusprechen, daß sie sich erst nach längerer Zeit dem historisch zurückblickenden Beschauer teilweise und in groben Zügen offenbaren.

Nunmehr werden wir auch verstanden werden, wenn wir sagen, daß während der ganzen Entwickelung des Lebens auf der Welt derartige Entwickelungsdränge vorhanden waren, nur daß sie den damaligen Lebewesen, bei denen die gedankliche Nachbildung der Tatsachen durch die Vernunft nur in einem verschwindend kleinen Maße vorhanden war, um so viel weniger bekannt und bewußt wurden. Diese großen Linien der Entwickelungsrichtung, die durch den allgemeinen Entwickelungsdrang des Lebens auf der Erde dargestellt werden, haben sich nun naturgemäß auf das tiefste

den Lebewesen selbst eingeprägt. Sind doch diese selbst in ihrem ganzen Handeln nichts anderes als die Resultanten dieser Entwickelungsdränge, welche sich, wie wir gesehen haben, zusammensetzen aus den inneren Entwickelungsdrängen und den äußeren. Die tiefsten und tiefstgreifenden unter diesen Drängen müssen also auch im Allertiefsten und Allerletzten dieser Lebewesen und somit auch der Menschen und der heutigen Menschen fundiert sein. Sie müssen somit einerseits:

1. im Einzelnen liegen,
2. im Leben ganzer Völker sich geltend machen und
3. im Leben der gesamten Menschheit überhaupt. Und da der Mensch auf der Erde unbestritten zurzeit das höchste und mächtigste der Lebewesen ist, so können wir sagen, daß der Entwickelungsdrang der Menschheit zusammenfällt mit dem derzeitigen Entwickelungsdrang des Lebens auf der Erde überhaupt, kurz, dem Lebensdrange auf der Erde.

Diese Lebensdränge im einzelnen, in den Völkern und in der Menschheit überhaupt bestimmen nun die Lebensziele und Handlungen der Menschen. Sie sind die letzten treibenden Ursachen all der mannigfaltigen Lebenstätigkeiten, welche das Leben der Menschheit auf der Erde ausmachen. Sie sind, wie wir gesehen haben, allzumeist unbewußt im einzelnen, fast stets unbewußt in den Völkern, gänzlich unbewußt in der Menschheit. Sie sind die tiefsten Gründe, welche den Einzelnen, die Völker und die Gesamtheit zu ihren Handlungen bestimmen.

Und nun gelangen wir zum letzten Schluß, den wir aus dem Gesagten ziehen können. Wir bedenken folgendes: In all den Vorzeiten der Entwickelung haben die Geschehnisse und Bedingungen, der äußere Entwickelungsdrang, die Individuen geformt, haben ihnen bis in ihre letzten Tiefen hinein die letzten Tendenzen des

Lebensdranges eingeprägt, haben sie zu Resultanten der jahrtausendlangen Entwickelung werden lassen, so daß sie sozusagen nichts sind als die Form gewordenen Erinnerungen jener Äonen von Entwickelungszeiten, die ihre Vorfahren seit den Anfängen des Lebens auf der Erde durchlaufen haben. Daraus ist klar, daß je tiefer sie in das eigene Innere hineingreifen, desto näher gelangen sie an die letzten und ausschlaggebenden Marschlinien der Entwickelung, an die tiefsten Geheimnisse des Werdens und Wachsens des Lebens, an die letzten Lebensdränge heran. Je weiter sie in einer ruhigen Stunde das wechselvolle Hin und Her des Alltags und des kleinen Daseins des Individuums hinter sich lassen, desto mehr kommen sie den letzten großen Zielen der Art und des Lebens überhaupt näher. Diese Dinge sind nicht rational faßbar, nicht in Worten ist es auszusprechen, was da in diesen tiefsten Lebensgefühlen erlebt wird, es ist das unmittelbare Erleben letzter Lebensziele und Dränge überhaupt, es ist das Hineinblicken in den Kampf der Vorväter und in den Drang der entschwundenen Generationen, deren direkter Nachkomme das Individuum ist. Wir wollen in einem kurzen Wort diese Erkenntnis festhalten, indem wir sagen: Je tiefer das Individuum in sein eigenes Innere greift, je weiter es die kleinen Vorgänge seines individuellen Daseins von sich schiebt, desto klarer erlebt es die letzten Lebensziele seiner Art und des Lebens der Erde überhaupt (natürlich nicht in expliziten Vorstellungen, sondern es erlebt Gefühle, welche besonders geeignet sein müssen, es unbeeinflußt vom Tagesgetriebe auf das Wesentliche seines Lebens hinzuführen).

Blicken wir jedoch jetzt nach außen! Blicken wir auf die Entwickelung der Völker und der Menschheit im ganzen während längerer Zeiträume, dann ist es klar, daß wir, je weiter wir diese Zeiträume wählen, und je tiefer wir in die Geschichte der einzelnen

Völker eindringen, daß wir dann desto klarer die tieferen Entwickelungsdränge der Menschheit überhaupt erkennen. Und es ist andererseits klar, daß diese letzten Endes im wesentlichen die gleichen sein müssen, die ich in meiner eigenen Brust finde, wenn ich ihnen in der vorher geschilderten Weise nachgehe. Je weiter wir die Zeiträume spannen, die wir unserer Betrachtung unterwerfen, desto tiefer werden die Lebensziele sein, die wir dann erkennen können, und wenn wir schließlich in der Lage wären, die Geschichte des Lebens auf Erden von seinen ersten Anfängen ab bis zu uns herauf in ihren Einzelheiten und ihrem Gang zu studieren, dann würden uns die tiefstmöglichen Lebensdränge aufgehen, die, wenn sie auch noch nicht die allerletzten sind und sein können, doch als die markantesten Linien in der Entwickelung des Lebens auf der Erde sich darstellen.

So haben wir denn jene wunderbare Tatsache der absoluten Übereinstimmung der äußeren und inneren letzten Lebensdränge in uns und um uns konstatiert. Wir haben uns damit eine Tatsache ins Bewußtsein heraufgehoben, die vielen Denkenden, wohl seitdem es Menschen gibt, unbewußt entgegentrat, die von vielen geahnt und auszusprechen versucht wurde und die sie mit ehrfurchtsvollen Schauern erfüllte. Es werden wichtige und tiefgehende Schlüsse sein, die wir auf sie, nachdem wir sie einmal greifbar vor unseren Augen und Händen liegen haben, bauen können. Doch davon im nächsten Abschnitt!

IV. Kapitel.

Speziellere religiöse Auswertung. Die altjüdische Ethik.

---

§ 1. *Der Gottesgedanke.*

Was wir im vorigen Paragraphen aussprachen, das umfaßte die letzten Gründe unseres Seins, die letzten Tiefen unseres Lebens. Wir sind dort, wenn auch nur mit stammelnden Worten, vorgedrungen bis zu den letzten Kräften, die unser Dasein leiten, unseres, das der Völker und der Menschheit im ganzen. Wir sind den letzten Gründen auf die Spur gekommen, welche die Linien ziehen, denen wir und die Menschen überhaupt nachwandeln müssen, und wir haben gefunden, daß wir auf dieses Tiefste und Letzte überall da stoßen, wo wir zu den ersten Gründen vordringen, sei es außer uns, sei es in unserer eigenen Brust. Es folgt aus dem, was wir fanden, daß, wenn ich nur tief genug in meine eigene Seele steige, ich unmittelbar direkt diese letzten Gründe zu erleben vermag, dieselben letzten Gründe, welche ich außer mir als Lenker allen Lebens verehren muß.

Aber wir können noch weiter gehen. Denken wir daran, daß wir doch bloß eine dünne lebende Hülle auf der Oberfläche eines Planeten bilden, mit allem Leben auf Erden zusammen, und daß dieser Planet nur ein kleines Ding ist, wenn wir ihn betrachten in sei-

nem Zusammenhang mit anderen Welten des Weltenraums, dann bemerken wir, daß selbst unsere letzten Lebensziele für das ganze All genommen auch nur ein relativ kleines Teilziel sein können. Wir müssen zugeben, daß es durchaus möglich ist, daß all dieses Kämpfen und die Erfolge der Menschen auf Erden sozusagen nur ein Versuch des Universums sei unter vielen ähnlichen, sich seiner selbst bewußt zu werden, daß dieser Versuch dahinschwinden und vergehen könnte, um nach weiteren Äonen besser und dauerhafter erneuert zu werden. Es wäre schließlich doch möglich, — wenn ich es auch gefühlsmäßig nicht glauben kann — daß diese ganze dünne Lebenshülle der Erde vernichtet würde, bevor sie Zeit gefunden hätte, Wesen hervorzubringen, die stark und erfindungsreich genug sind, um allen irgendwie möglichen Katastrophen, und seien es selbst Welt-Katastrophen, als Art standzuhalten, um ihr Sein sogar auch unter Verlust des Planeten, der sie hervorgebracht hat, fortzuführen. Sicherlich wird, wenn wir es so aussprechen dürfen, das Universum nicht ruhen, bis es Wesen hervorgebracht hat, die sich auch die Sternenwelt unterwerfen. Aber abgesehen davon, wer sagt uns denn, ob nicht auch in Teilen des Universums eine Art von Entwicklungstendenz vorhanden ist, ob nicht einfach im Weltenraum selbst Entwickelungsdränge und Entwickelungslinien vorhanden sind, welche in ähnlicher Weise wie die Entwickelungslinien auf der Erde die Entwickelungsmöglichkeiten im Universum vorzeichnen? Manche neuere Errungenschaften der anorganischen Chemie möchten solche Gedanken nahe legen. Wer könnte sozusagen ein letztes Sehnen oder eine Entwickelung des Seienden überhaupt als unmöglich bezeichnen? Und wenn es so wäre, was durchaus möglich ist, dann müßten wir, die wir doch dem Universum angehören, in unseren tiefsten Tiefen die Entwickelungslinien spüren, und auch wir würden auf ihnen fortgerissen.

So finden wir uns denn, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, Tendenzen und inneren Erfahrungen gegenüber, vor denen Generationen von Menschen nur sind wie die Glieder einer langen Kette und wie Stufen einer Leiter, wie ein Gras, das doch bald welk wird nach den Worten des Psalmisten; Tendenzen und Erfahrungen, mit denen wir so untrennbar verknüpft sind, daß wir sie nicht besser erleben können, als wenn wir in unser eigenes tiefstes Innere hinabsteigen; Tendenzen und Erfahrungen, die auch von außen unwiderstehbar uns Lebensziele setzen, und mit sanftem, aber unbeugsamen Zwange unsere Lebensstraße uns in großen Linien vorzeichnen. Was ist das aber anderes, wie soll man es anders nennen in einem kurzen Wort als „Gott"?

Es ist der gleiche „Gott", den unsere Vorväter auf intuitivem Wege in ihrem Herzen fanden und den sie in dem Leben der Natur zu erkennen glaubten, allerdings war es nur ein instinktives, ein rein phänomenologisches Erkennen, ohne jede Möglichkeit einer wissenschaftlichen Fundierung, trotz vieler Versuche, die in dieser Richtung später gemacht wurden.

Es sind die gleichen inneren Erfahrungen, welchen unsere Vorväter auf ihre Weise mit ihren noch unentwickelteren Erkenntnismitteln einen wissenschaftlich naiven und von mannigfachen Resten früherer primitiverer Auffassungen vermischten Ausdruck zu geben versucht haben, als sie ihre religiösen Erlebnisse aufzeichneten. Wir werden Gelegenheit haben, uns zu überzeugen, daß gar vieles von dem, was sie niederschrieben und was gar manchen jetzt als kindisch und längst überwunden erscheint, nichts anderes ist als der naive Ausdruck für Dinge, welche wir bei tieferem Forschen mit unseren modernen wissenschaftlichen und philosophischen Methoden, ihrem Wesen nach in ganz ähnlicher

Weise wiederfinden — nur daß wir sie jetzt in gereinigter und wissenschaftlich begründeter Form vor uns sehen, wo sie zwar jegliche Art von abergläubischer Mystik, die ihnen anhaftete, nichts dagegen von ihrer Erhabenheit verloren haben. Wir würden aber wohl vergebens versuchen, sie in der gleichen grandiosen Einfachheit und Ursprünglichkeit der Empfindung darzustellen, wie es denjenigen gelang, die sie zuerst gesehen, und in sich bewußt erlebt haben.

§ 2. *Die Wirksamkeit des Gottesbegriffes.*

Wie wirkt nun dieser „Gott", den wir zu ahnen versucht haben, in unserem Leben? Er wirkt in uns und wirkt um uns. In unserem Innern leitet er unsere tiefsten und letzten Entschließungen, wenn wir ihm nur Gehör geben, denn im Innern leiten uns eben die tiefstliegenden Kräfte, unseres Volkes, der Menschheit und des Lebens, und kommen da zur Wirkung, wo die denkende, rechnende Vernunft aufhört. Im Äußern aber wirkt er durch die allgemeinen Lebensdränge, denen wir alle unterliegen und die uns und alle auf Bahnen führen, die wir nicht vorschreiben können.

Alle diese Dinge sind, wie immer wieder gesagt werden muß, nicht in exaktwissenschaftlicher Form völlig ausdrückbar. Eben weil sie sich mit den tiefsten Quellen des Daseins beschäftigen, d. h. mit jenen Teilen unserer Gesamtwelt, welche die kompliziertesten sind und in denen deshalb unser eigentlich praktisches Leben verankert ist, während die erklärende Wissenschaft sozusagen vom anderen Ende aus sich nachzuarbeiten bemüht. Wenn wir es trotz dieser Schwierigkeiten unternehmen, etwas darüber zu sagen und sogar Begriffe usw. zu bilden, so können wir dies nur aus der Erkenntnis heraus, daß diese verwickeltsten Probleme sozusagen „Durchschnittsprobleme" sind. Betrachten wir diesen Ausdruck näher. Wenn wir gesagt haben, daß die Lebensdränge der Entwickelung des Lebens auf der Erde und der Menschheit gewisse Entwickelungslinien vorschreiben, so sind diese Entwickelungslinien keineswegs leicht zu erkennen oder gar auf der Hand liegend.

Ebenso, wie man aus einer spontanen Handlung eines Menschen noch nicht dessen Lebensziel ableiten kann, so kann man nicht aus dem Lebensgange eines Menschen oder auch nur einer Generation oder eines Volkes die Entwickelungslinien der Menschheit ableiten.

Deshalb dürfen wir aber an der Bedeutung dieser Dinge für unser persönliches Leben und für unsern Alltag nicht irre werden.

Wie sehr wir innerlich vom Tiefsten in uns bestimmt werden, zeigt uns eine kleine Überlegung. Ein Mensch von scheinbar übergroßem ethischem Wollen, der sich vornähme, vor einer Handlung sämtliche Umstände und Folgen in Betracht zu ziehen, käme überhaupt nie zum Handeln. Solcher zu überlegender Umstände und Folgen gibt es um so mehr, je sorgfältiger man sein will. Will man gar Vollständigkeit in dieser Hinsicht erstreben, so sind es ihrer unendlich viele, und die Zeit, die man nötig hätte, sie alle durchzudenken, wäre unendlich lang. Zu allem Überfluß bleibt die Welt während meiner Überlegung nicht stehen, sondern produziert immer neue Umstände, die in Erwägung gezogen werden müssen, so daß nie ein Ende abzusehen wäre. Wir kommen also zu dem Schluß, daß keine Handlung auf alle ihre Folgen hin überlegt werden kann, irgendwo muß ich mit dieser Überlegung abbrechen, wenn ich überhaupt handeln will, irgendwo also muß ich die Art meiner Handlung meinem „Gefühl", meinem „Instinkt" überlassen. Irgendwie wurzelt also jede, auch die scheinbar überlegteste Handlung im Irrationalen (und wenn das Irrationale nur darin liegt, welche Gründe die Seele als beachtbar wertet).

Damit aber zeigt sich, daß letzten Endes unsere Handlungen ausschlaggebend aus dem sogenannten Unbewußten heraus bei uns bestimmt werden. Irgendwie hängen sie alle zusammen mit unseren letzten, innersten Lebenstendenzen, von denen die tiefsten

nicht nur uns angeboren, sondern Erbgut von vielen Generationen, zuletzt Erbgut des Menschengeschlechts und des Lebens überhaupt sind. So ist es doch immer wieder das überpersönliche Prinzip, Gott in und um uns, der unsre Handlungen und damit unser eignes Leben lenkt.

Daraus aber ergibt sich als wichtige Konsequenz für unser Handeln, als ethisches Grundgesetz: Will ich im Sinne meiner tiefsten Lebensziele, will ich also im Sinne Gottes handeln, so tue ich dies um so mehr, je mehr ich von innen heraus handle, je mehr ich in ruhiger Übereinstimmung bin und handle mit meinem innersten Kerne.

Auch dies Gesetz hat jene charakteristische Note, welche wir ausdrücken können mit dem Worte: auch dies ist ein „Durchschnittsgesetz". Wann bin ich in Übereinstimmung mit meinem innersten Kern? Ich bin es einmal mehr und einmal weniger. Sicher aber bin ich es nicht, wenn ich mich durch Erregungen und Leidenschaften auf Grund spontaner Erlebnisse bestimmen lasse. Zorn, Haß, Neid und Eifersucht, diese können nicht meinen innersten Kern bilden, denn sie alle sind oberflächliche Wogen der Seele, von den Stürmen des Alltags aufgerührt. Nicht aber werden durch sie jene Tiefen berührt, welche jenseits aller Tagesprobleme liegen und welche sich die Generationen einander weiterreichen. Aus diesen Tiefen aber soll unser Leben fließen, dann fließt es aus Gott, den Zielen, die uns hieraus sich aufdrängen, sollen wir nachstreben, dann arbeiten wir im Sinne Gottes.

Was das aber für Ziele seien, die so erlebt werden, dies ist im einzelnen nicht möglich auszusprechen. Was die uns innewohnenden Lebensdränge wollen, das läßt sich in dürren Worten nicht sagen. Es läßt sich „leben", aber jeder Versuch einer Formulierung bleibt unvollständig und einseitig. Natürlich muß es immer wieder

versucht werden, und jede Generation hat ihre Dichter und Führer, welche versuchen es auszusprechen und welche auch den vielen, welche keine Zeit und keine Kraft haben, über diese Dinge nachzudenken, zu einem bewußteren Leben und Streben verhelfen wollen, — aber ausschöpfen läßt es sich nie. Jede Generation, jedes Volk, ja jeder einzelne muß sich von neuem mit Gott auseinandersetzen und, so gut es eben geht, ihn seinem Bewußtsein zu eigen zu machen und möglichst viel Kraft aus ihm zu schöpfen suchen, aber dies kann niemals ein für allemal geschehen. Dieser Gott in uns und um uns wird selbst erst im Laufe der Entwickelung immer tiefer erkannt, lebt sich in sich selbst erst immer tiefer aus.

So ringen die Menschen, auch das Innerste ihres Seins in Worte zu fassen, so versuchen sie in immer erneutem Streben, auch ihr letztes Wollen zu formulieren. Dies ist der Sinn der geistigen Kulturgeschichte, dies ist deren niemals vollendete und immer wieder sich neu gebärende hohe Aufgabe. Aber ethisch betrachtet sind alle diese Bemühungen nur immer neue Schalen um einen innersten Kern, den wir in unserem Sinne andeuten mit den Worten „von innen heraus leben und handeln."

§ 3. *Ethische Begriffsbildung.*

Wenn man unseren ganzen bisherigen Gedankengang so überdenkt, so erkennt man, daß es eigentlich letzten Endes in exakter wissenschaftlicher Form fast noch unaussprechbare Dinge sind, von denen wir reden. Dies ist auch unmittelbar verständlich, denn nach den Darlegungen des ersten Kapitels bewegen wir uns ja gerade in dem Gebiet, welches der exakten Wissenschaft im einzelnen noch nicht zugänglich ist, und somit auch noch nicht im einzelnen deren Begriffen. So sind wir denn darauf angewiesen, eine besondere Begriffsbildung hier einzuführen, und es ist klar, daß es wiederum „Durchschnittsbegriffe" sein werden, zu denen wir hier greifen müssen; so werden wir diejenige Sprache erhalten, die notwendig ist, um uns einerseits verständlich zu machen, andererseits aber doch diejenige Strenge des Denkens beizubehalten, die auf diesem Gebiet besonders nötig ist.

Eine methodische Bemerkung sei es erlaubt hier einzuflechten. Wenn wir sagen, wir wollen „Durchschnittsbegriffe" bilden, so ist damit nicht gesagt, daß diese Begriffe deshalb irgendwie weniger exakt und deshalb etwa weniger wert seien, als die Begriffe der exakten Wissenschaften. Was wir vorstehend betonten, war nur, daß wir die Begriffe der bestehenden exakten Wissenschaften nicht selbst (also z. B. die Begriffe der Geometrie, theoretischen Physik usw.) hier anwenden können, die Art unserer Begriffsbildung ist jedoch eine durchaus exakte in dem Sinne, als sie die gleiche ist wie in vielen wohldurchforschten Teilen der Naturwissenschaften.

So wird z. B. die Erde als Kugel bezeichnet, trotz aller Erhebungen, Vertiefungen und Abplattungen, die sie aufweist. In ihrer „durchschnittlichen" Form ist sie eben eine Kugel. Diese Art, eine große Menge widersprechender Erscheinungen durch einen „durchschnittlichen Begriff" in erster Annäherung einmal auf einen Ausdruck zu bringen, nennt man auch Idealisierung. Durch Idealisierung dieses Wirrwarrs von Erscheinungen also erhalten wir zunächst einmal übersichtliche Verhältnisse und damit auch die Möglichkeit zu ebensolchen Begriffsbildungen. Von dieser Art aber sind auch die Begriffsbildungen, die wir im folgenden auf unserem besonders komplizierten Gebiete vornehmen werden.

Geht man in dieser Weise vor, so bemerkt man etwas sehr Eigenartiges. Sucht man nach Worten für die Vorgänge und Einsichten, die uns beschäftigen, so drängt sich einem immer wieder eine Sprache, eine Begriffsbildung auf die Lippen, die uns in gewissem Sinn von frühester Jugend auf bekannt und geläufig ist. Es sind die uralten ethischen Begriffe, wie sie sich im Verlaufe einer sicherlich vielhundertjährigen Entwicklung unter den Händen der altjüdischen Priester und Propheten herausgebildet haben. Es sind diejenigen Begriffe, welche mit am klarsten in jener klassischen Sammlung alter religiöser Gesänge, die wir als die „Psalmen" zu bezeichnen pflegen, zutage treten. Die nächste Aufgabe unserer weiteren Überlegungen wird es sein müssen, dieses eigentümliche Verhältnis eingehendst nachzuweisen und zu begründen, zugleich aber werden wir damit von selbst Gelegenheit zur weiteren Vertiefung unserer Gedankengänge haben.

Es wird sich zeigen, daß die Resultate, welche die modernsten erkenntnistheoretischen Forschungen unserer Zeit uns über die letzten ethischen und religiösen Fragen auszusprechen erlauben, sich unmittelbar aussprechen lassen in der alten ethischen Sprache,

die wir eben genannt haben. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß den Schöpfern dieser Sprache die Dinge in der Weise durchsichtig gewesen seien, wie sie es uns heute sind, und daß sie etwa auf Grund dieser Kenntnisse diese Sprache gefunden hätten — nein, das Verhältnis ist ein anderes und ein für beide Seiten viel ehrenvolleres. Die alten Priester fanden ihre Sprache einfach aus einer tiefen traditionellen Lebenserkenntnis und Lebenserfahrung heraus, welche in ethischer Beziehung offenbar tiefer war als bei irgendwelcher anderen Menschengruppe und zwar sozusagen auf rein empirischem Wege, ohne irgendwelche Theorie. Wir können uns hier nicht mit der überaus reizvollen Aufgabe beschäftigen, die allmähliche Entwickelung dieser ethischen Begriffe im Laufe der früheren vorzeitlichen und altgeschichtlichen Menschheitsentwicklung darzustellen. Wir benützen nur die Tatsache, die wir aus den Quellen entnehmen, daß diese Sprache erfunden und geschaffen wurde. Wenn wir heute in der Lage sind, festzustellen, daß unsere Einsichten in diese ethischen Fragen sich zum mindesten in erster Annäherung genau in jener alten Sprache aussprechen und darstellen lassen, so zeigt das, mit welcher Schärfe die alten Schöpfer in die tatsächlichen Verhältnisse rein empirisch auf Grund der Erfahrung von Generationen einen induktiven Einblick zu gewinnen vermochten. Naturgemäß sind es nur die Hauptlinien der Gesamtverhältnisse, welche so dargestellt werden, aber diese werden es auch restlos und mit völliger Genauigkeit. Wollen wir uns dazu bequemen, das ganze Gebiet der Dinge, welche das praktische Leben beherrschen, welche noch nicht von den exakten Wissenschaften erreicht werden konnten, und welche ja allein den Gegenstand unserer jetzigen Überlegungen bilden, als das Gebiet des Irrationalen zu bezeichnen, so können wir aussprechen, daß die alten griechischen Weisen, die Philosophie des Rationalen, die altjüdischen Priester, die Philo-

sophie des Irrationalen erfunden haben und daß es sich für den Fortschritt der Menschen um eine Vereinigung beider Errungenschaften handeln muß.

In den Psalmen also finden wir die einfachsten und klarsten Begriffe, die sich auf das Handeln des Menschen, sich selbst und seinen Mitmenschen gegenüber, und zwar auf das verantwortliche Handeln, das sogen. ethische Handeln beziehen und da diese Gesänge in ihrem ältesten Kern sicher weit in vorexilische Zeiten der jüdischen Geschichte, d. h. mindestens vor 600 v. Chr. zurückgehen, so sehen wir, welch uraltes Erkenntnisgut wir dabei vor uns haben. Immer wieder haben religiöse Denker aller Kulturvölker seit jenen Zeiten aus diesem Borne geschöpft, und bis heute sind diese Begriffe auch im täglichen Leben, ohne daß wir es merken, dauernd für uns maßgebend geblieben. Dabei ist es von hohem Interesse, wie bei den beiden schöpferischen Hauptvölkern des mediterranen Altertums, Juden und Griechen, ihre klassische Zeit ungefähr in der gleichen Epoche zustande kam.

§ 4. *Die Zweiteilung der Handlungen.*

Die Ethik der Psalmen ist aufgebaut auf einer grundlegenden Unterscheidung: der zwischen Gut und Böse. Diese Zweiteilung der Handlungen spiegelt sich wider in einer großen Menge von Parallelbegriffen hierzu. Der guten Handlung steht die böse Handlung, die Sünde gegenüber. Die gute Handlung ist Gott wohlgefällig, er fördert, wünscht und belohnt sie, die böse Handlung ist gegen Gott gerichtet, es empfindet sie als feindlich, hemmt, verbietet und bestraft sie. Der Ausüber der guten Handlung ist der Gerechte, Gottes Knecht und Kind, der Verüber der bösen Handlung hingegen ist der Ungerechte, der Sünder, der Feind Gottes, der „Narr“, wie Luther das hebräische Wort racha übersetzt.

Dieser Gegensatz, daß der Gerechte recht handelt, und er belohnt wird, Erfolg ihm blüht, und daß der Ungerechte, der Narr sündigt, bestraft wird, Mißerfolg erntet, er ist der Grundakkord, der uns immer wieder aus den Psalmen entgegenklingt.

Eine ganz analoge Zweiteilung der Handlungen aber ergibt sich aus den Überlegungen, die wir im Vorhergehenden angestellt haben, und daß diese Zweiteilung zu derjenigen der Psalmen eine nähere Verwandtschaft hat als die einer rein formalen Analogie, daß vielmehr beide Einteilungen ihrem Sinne nach völlig übereinstimmen, dies werden wir im weiteren zeigen. Wir können uns etwa so ausdrücken: Wir sahen, daß der einzelne wie alles Lebendige gewissen Lebensdrängen untertan ist, welche ihm in gewissem Sinne seinen Weg vorschreiben; wir sahen daß diese Lebensdränge,

deren Gesamtheit in und um uns wir als Gott bezeichneten, überaus gewaltig auf das Leben jedes Menschen wirken, so sehr, daß wir mit all unserem Sein sozusagen nichts anderes sind, als das formgewordene Resultat dieser Kräfte[1]. Und damit teilen sich unsere Handlungen in solche, die aus unseren innersten Tiefen hervorquellend in Richtung der allgemeinen Lebensdränge liegen, und solche, die etwa aus oberflächlichen und momentanen Erregungen geboren im Gegensatze zu diesen Lebensdrängen, zu Gott stehen. Es ist klar, daß erstere, da sie die ganze Macht der Entwickelungskräfte hinter sich haben, im allgemeinen die Wahrscheinlichkeit des Erfolges ihr eigen nennen können. Andererseits werden Handlungen letzterer Art, welche die große Gewalt jener unnennbaren Kräfte gegen sich haben, die sich mit elementarer Wucht auf den Bahnen der Entwickelung bewegen, zum Mißerfolg, zum Scheitern verurteilt sein.

Es zeigt sich somit, daß wir hier eine genaue Analogie zu den genannten ethischen Begriffen der Psalmen vor uns haben. Wie dort die gute Handlung belohnt wird, so findet hier die Handlung, die im Sinne der Lebensdränge geschieht, ihren Erfolg. Wie dort die böse Handlung bestraft wird, so erntet die gegen den Sinn des Lebens gerichtete Handlung den Mißerfolg. Wie dort liegt die gute Handlung im Sinne Gottes und ist die böse Handlung gegen ihn gerichtet.

Diese Formulierung ist aber, das sei sogleich festgehalten, eine erste Annäherung, ein erster Überschlag über das Geschehen. Viele neue Fragen tauchen alsbald auf. Gilt diese Einteilung meiner Handlungen nur für die großen, entscheidenden, folgenreichen Handlungen oder gilt sie auch für die kleinen, alltäglichen? Und wie, sehen wir nicht oft im Leben eine gute Handlung von Miß-

[1] Die Lamarcksche Theorie hat dafür zuerst einiges Verständnis bewiesen.

erfolg und Unglück gefolgt, und umgekehrt die schlechte Handlung mit Erfolg belohnt? Wie stimmt das mit dem obigen? Hier ist zunächst zu wiederholen, daß die obigen Begriffe Durchschnittsbegriffe sind, aber wir wollen es bei dieser Ausflucht nicht beruhen lassen. Wir wollen den Dingen noch näher auf den Grund gehen.

Hier zunächst nur die Bemerkung, daß auch den alten jüdischen Priestern diese Fragen viel Nachdenkens bereiteten, worüber wir gar schöne Zeugnisse besitzen. Wir werden darauf zurückkommen.

§ 5. *Das Gesetz.*

Bevor wir uns aber den wichtigen und schwierigen Problemen zuwenden, mit welchen wir den vorigen Paragraphen beschlossen, ist noch eine andere Frage zu beantworten. Wie haben die jüdischen Religionsschöpfer ihre Begriffe von Gut und Böse definiert, durch welche Kennzeichen haben sie diese Gegenbegriffe charakterisiert? „Wohl dem, der nicht . . . tritt auf den Weg der Sünder, sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetze Tag und Nacht“, so beginnt der erste Psalm, und gibt uns sogleich die gewünschte Definition. Derjenige, der dem Gesetz des Herrn folgt, ist der Gerechte, der andere der Sünder. Was aber ist das Gesetz des Herrn? Das ist die große, entscheidende Frage. Sobald wir dieses Gesetz genau kennen würden, wäre alle Ethik bloß eine Sache des guten Willens. Kennen wir es aber, glaubten die alten Juden, daß sie es kennen?

Wir haben eine Reihe von Stellen, aus denen hervorgeht, daß auch die Schöpfer der Psalmen nicht glaubten, das Gesetz des Herrn vollständig zu kennen. „Wer kann merken wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler“, so singt Psalm 19, Vers 13. Aber der Herr kennt sein Gesetz, wenn auch wir es nicht kennen. „Denn unsre Missetaten stellest du vor dich, unsre unerkannte Sünde ins Licht vor deinem Angesicht“ (Psalm 90. 8)[1]. Es ist die feinste Blüte altjüdischen Denkens, die wir hier vor uns haben. Es ist dies eine Erkenntnis von einer Tiefe und Reinheit, daß wir be-

[1] Analogen Inhalts ist z. B. die Stelle Hiob 11, Vers 4 bis 7, ebenso Ps. 51, Vers 8.

wundernd vor ihr stehen, und es ist charakteristisch, daß sie auf die Dauer sich im Volke nicht erhalten konnte, sondern in ihrem tiefsten Sinne verloren ging. Später veräußerlichte sich der Begriff des Gesetzes in der jüdischen Tradition immer mehr, so daß er schließlich zusammenfiel mit der Gesamtheit der priesterlichen Kultvorschriften, welch letztere eben auf Grund jener uralten Erkenntnis von der fundamentalen Wichtigkeit des göttlichen Gesetzes derartige Ausdehnungen annahmen, daß der einzelne sich kaum mehr frei bewegen konnte, und in fast allen seinen Handlungen bis ins kleinste festgelegt war. Es ist ja durchaus verständlich, daß unter dem Druck schwerster Geschicke eine derartige Versteinerung der alten Erkenntnisse stattfand, welche sich religionsgeschichtlich als ein Rückschritt gegenüber der klassischen Zeit darstellt.

Wenn wir nun versuchen, das, was nach den Resultaten, die wir in den früheren Abschnitten erhalten haben, den hier genannten alten Begriffen entspricht, auszusprechen, so finden wir, daß auch wir es kaum mit besseren, sicher aber nicht mit schöneren Worten sagen können, als es der Verfasser des ersten Psalmes getan hat. Wir haben in etwas mehr erklärender Weise das, was die Alten als das Gesetz des Herrn bezeichneten, vorhin als Entwicklungsdränge kennen gelernt, und unmittelbar ergibt sich die Parallele zu den alten Worten, daß wer dem Gesetze des Herrn folgt, daß der blühen wird wie ein Palmbaum und wer ihm nicht folgt, der wird verdorren und verweht werden wie Spreu im Winde. Doch wir wollen uns die Sache nicht zu leicht machen und wollen versuchen, den Dingen ein wenig ins Detail nachzugehen. Was ist das Gesetz, dem ich zu gehorchen habe, damit es mir wohlergehe und dessen Verletzung so hart an mir bestraft wird? Es ist das Gesetz des Seins; aber auch dies ist nur ein Wort, es ist, wie wir gesehen haben, das Gesetz, das unsere Vorfahren aus der Tiefe unserer Vergangenheit

heraufgeführt hat bis auf unsere Tage. Es ist das Gesetz, welches das Leben von kleinsten Anfängen an sich hat entwickeln lassen, bis die Nachkommen beginnen, stark genug zu sein und die Erde in Luft und Wasser immer mehr zu beherrschen. Es ist das Gesetz, welches aus brausenden Weltennebeln Körper hat hervorgehen lassen, welche mannigfaltig genug waren in ihrer Zusammensetzung und ihren Verhältnissen, um Wesen hervorzubringen, die sich davon loslösten und als selbständige Intelligenzen und Willenszentren in der Welt auftreten konnten. Dieses Gesetz ist unaussprechbar. Es ist nicht ein Gesetz, welches sich in mathematische Formeln fassen läßt, es ist ein Gesetz, welches sich nur dann in voller Exaktheit aussprechen ließe, wenn uns das Weltall in allen Einzelheiten so genau bekannt wäre, daß wir die ganze Zukunft vorausberechnen könnten. Da aber dies nie sein wird, so können wir nur sagen, daß ein Gesetz vorhanden ist; wie es lautet, dies können wir nicht angeben, sondern nur nach dem, was von diesem Gesetze in uns selbst angeboren liegt, nach bestem Willen und Wissen handeln. Wenn ich sage, daß ich diesem Gesetz unterstehe, so heißt das, daß ich letztlich die Resultante bin, sämtlicher Umstände der jetzigen Welt und ihrer Vergangenheit seit Anbeginn.

Worin besteht nun die Aufgabe, die ich diesem Gesetz gegenüber habe? Diese Aufgabe ist überaus schwer aus zweierlei Gründen: der erste Grund ist der, daß wir das Gesetz nicht kennen, wenigstens nicht so genau kennen, daß wir bis in die kleinsten Details hinein seine Meinung verständen. Der zweite Grund ist der, daß es dieses Gesetz für die Zukunft in gewissem Sinn noch gar nicht gibt, oder wenigstens nicht vollständig gibt, insofern, als auch ich selbst ein Stück der Welt bin, und somit ebenfalls auf die weitere Gestaltung des Gesetzes Einfluß habe.

Die Situation, in der wir uns somit diesem „Gesetze“ gegenüber befinden, läßt sich kurz durch folgende Antithese darstellen: Wir unterstehen alle einem großen Gesetze des Daseins, von dem Abweichungen schwer bestraft werden, aber — wir kennen das Gesetz nicht ganz. Die Antithese löst sich, wenn wir hinzufügen, daß wir aber ein innerstes, oft unbewußtes Wissen von dem Gesetze in uns haben, dem wir nur nachzuleben brauchen, um immerhin von unserer Seite aus das Beste für ein erträgliches Dasein zu tun. Das ist es, was die alten Religionsschöpfer darunter verstanden, wenn sie sagten, man solle dem Gesetze des Herrn folgen. Natürlich meinten sie damit auch das Gesetz Mosis, aber die vorhin angeführten Stellen, und das ganze Buch Hiob zeigen, daß sie genau wußten, daß das geschriebene Gesetz nicht das einzige, ja nicht einmal die Hauptsache sei.

Sind wir heute weiter? Nein, und wir können auch nicht weiter sein, und unsere spätesten Enkel können ebenfalls niemals zur letzten Erkenntnis des Gesetzes gelangt sein. Das Gesetz des Daseins für uns ist niemals aufschreibbar, dazu ist es zu mannigfaltig und unübersehbar groß und verwickelt. Wir wissen nur, daß sein Sinn die Erhaltung des Lebens und der Menschheit bis in möglichste Fernen und die sieghafte Überwindung aller Widerstände in und außer ihr durch sie sein muß. Sicherlich kann man daraus versuchen, detailliertere Gesetze abzuleiten, aber wir müssen vor der unerbittlichen Wahrheit die Augen nicht verschließen: absolut geltende Gesetze werden wir dadurch niemals erhalten. Natürlich sind die Forderungen, die Moses im Dekalog aufgestellt hat, verbindlich für alle Völker, welche Anspruch auf Kultur machen wollen und in erster Annäherung die wichtigsten Vorbedingungen für ein soziales Leben, aber ausnahmslos gültig sind sie deshalb doch nicht. Man kann etwa sagen, daß es eine gewisse Rangordnung

der moralischen Gesetze gebe, und daß die Gesetze des Dekalogs vielleicht diejenigen sind, welche am letzten verletzt werden sollen, aber vor dem Gesetze selbst müßten auch sie gegebenenfalls zurückstehen, da auch sie nur Folgerungen sind auf Grund eines zeitigen Zustandes, der zwar beliebig lange dauern kann, der aber doch nicht ewig zu dauern braucht — und wenn er sich ändert, dann können auch die Folgerungen aus dem Gesetze des Daseins sich ändern, denn dieses steht immer über allen Folgerungen, die aus ihm auf Grund spezieller Umstände gezogen werden können. Diejenigen Folgerungen, welche mit fast unbeschränkter Dauer aus dem Gesetze des Seins gezogen werden können, sind die, welche sich auf die physische Natur des Menschen gründen (z. B. Gesetze gegen Verwandtenehen usw.), aber auch hier könnte man theoretische Fälle konstruieren, wo die Frage, ob nicht ihre Durchbrechung einmal für das Grundgesetz wichtiger sein kann als ihre Durchführung, zweifelhaft wird (das Problem berührt 1. Mosis 19, Vers 30, wohl eine Parallele zu 1. Mosis 9, Vers 20).

§ 6. *Typen menschlicher Handlungen und Ziele.*

So steht denn der einzelne im Kampfe der Umstände und muß sich handelnd mit ihnen auseinandersetzen. Bevor wir aber seine Handlungen nach Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, nach Lohn und Strafe zu beurteilen versuchen, sei es erlaubt, uns einen allgemeineren Überblick über die Gesamtsituation des handelnden Menschen zu verschaffen, und uns einige Hauptarten menschlicher Handlungstypen zu vergegenwärtigen.

Zunächst wollen wir versuchen, einen Blick auf die gesamte Situation des handelnden Menschen zu werfen. Ein naheliegendes Bild läßt sie uns in kurzen Worten charakterisieren. Der einzelne steckt einmal wie jeder andere Gegenstand der Welt innerhalb seiner Umgebung und steht mit ihr in einer Gegenseitigkeitsbeziehung, insofern als er auf die Umgebung, diese auf ihn wirkt. Er wird von ihr gedrückt und drückt sie wieder, kurz, es besteht etwas, das wir wie oben als mechanisches Gleichgewichtsverhältnis bezeichnen können. Die Umgebung, das ist hauptsächlich die umgebende Menschheit, sowie andererseits die umgebende Natur, liefert Bedingungen, Forderungen usw., welche dem Einzelmenschen gewisse Lebensrichtungen vorschreiben. Der einzelne kann nicht vollständig wie er will, er ist vielmehr abhängig von seiner Umgebung und von dem eigenen Körper und sein Lebensweg wird ein fortgesetztes Kompromiß sein müssen zwischen den verschiedenen Kräften, die auf ihn einwirken. Denken wir uns, der Einzelmensch fasse einen Willen, indem er sich ein bestimmtes

Ziel setzt. Wenn er dann versucht, diejenigen Handlungen auszuführen, welche ihn dem Ziele näherbringen, dann wird er je nach der Art dieser Handlungen und des Zieles kleinere oder größere Widerstände und Schwierigkeiten zu überwinden haben.

So lebt in einem gegenseitigen Stoßen und Drängen mit anderen Menschen und den äußeren Umständen der einzelne Mensch dahin. Nun wäre es möglich, daß er, um schmerzhafte Stöße möglichst zu vermeiden, auf die Idee käme, rein passiv zu bleiben und sich einfach von den Umständen völlig treiben zu lassen. Ein derartiger Mensch wäre in einem gewissen Sinne wie ein toter Körper anzusehen. Aber es würde ihm doch nichts helfen, denn die Umstände sind niemals derart gleich gegenseitig, daß er nicht, und wenn er sich noch so passiv verhielte, gezwungen würde, irgendwie Stellung zu nehmen, selbst ausgleichend einzugreifen, damit ihn die Umstände nicht zerstören. Diesen Zustand des mehr passiven Verhaltens und Handelns ohne bestimmte weitere Ziele haben wir je nach dem Charakter vielfach in kleinen Handlungen des täglichen Lebens, in Handlungen, welche für die Erreichung unseres eigentlichen Zieles nicht von Belang sind oder uns momentan zu sein scheinen. Anders liegen die Verhältnisse, sobald ich mir ein weiteres Ziel setze. Hier sind, wie sofort einzusehen, folgende Umstände ausschlaggebend. Es ist zu unterscheiden zwischen ferneren und nahen Zielen, d. h. zwischen Zielen, die durch vielleicht vieljährige Zwischenräume von ihrer Erreichung entfernt sind, und solchen, die durch ganz kurze Zeiträume von einigen Tagen oder Wochen oder Monaten von ihrer Erreichung abstehen. Betrachten wir zunächst die letzteren, die nahen Ziele. Hier haben wir dreierlei Möglichkeiten: Ich kann einmal ein solches Ziel wählen, welches derart in der Richtung der Bedingungen meiner Umgebung liegt, daß ich es unter Anwendung normaler Anstrengungen und

zweckmäßiger Handlungen fast unmittelbar erreiche. Wähle ich hingegen das nahe Ziel so, daß es mit den Bedingungen meiner Umgebung unvereinbar ist, so werde ich dieses Ziel im allgemeinen nicht erreichen. Dazwischen liegen jene vielen Fälle, in denen das Risiko angibt, daß das Ziel zwar einerseits nicht unmittelbar in Richtung der Bedingungen liegt, die mich umgeben, daß es aber auch nicht andererseits außerhalb der Bedingungen, die mich im weiteren Sinn umgeben, liegt: insofern, als es mir gelingt, diese letzteren mir zunutze zu machen. Anders liegt die Sache bei den weiteren, ferneren Zielen.

Sicher ist aus der Erfahrung der Geschichte das zu entnehmen, daß derjenige, welcher zwar in Richtung des allgemeinen Entwickelungszieles handelt, aber das Ziel seines Strebens sich sehr weit in die Zukunft steckt, daß der innerhalb seiner momentanen Sphäre keinen unmittelbaren Erfolg für sein eigenes Leben zu haben braucht und auch vielfach nicht einmal den ideellen Erfolg seiner Tätigkeit irgendwie zu sehen bekommt. Er trägt vielleicht wichtiges bei zur Erreichung des fernen Zieles, aber Wohlstand und Glück zu seinen Lebzeiten ist nicht sicher verbürgt. Im Gegensatz zu diesem Menschen steht derjenige, welcher sich ein zu kurzes Ziel steckt. Dies tut er, wenn er immer nur dasjenige Ziel im Auge hat, welches aus den allernächsten Umständen sich ihm aufdrängt. Dieser Mensch wird ebenfalls nicht viel äußeres Glück haben. Er wird zwar in den meisten Fällen dieses nächstgelegene Ziel erreichen, dabei jedoch immer wieder die heftigsten Erschütterungen seiner Position in körperlicher und seelischer Beziehung erleiden durch Überraschungen mannigfachster Art, die plötzlich das Resultat seiner früheren kurzfristigen Zielstrebigkeiten ihm zunichte machen. Er hätte einen großen Prozentsatz dieser Überraschungen vermeiden können, wenn er nicht nur die aller-

nächsten Ziele und nicht nur diejenigen Umstände, welche die allernächsten Ziele bestimmen, im Auge gehabt hätte. So erkennen wir, daß voraussichtlich derjenige Mensch für sein eigenes Leben betrachtet am sichersten dieses Leben in einer schönen Linie von Erfolgen, die er noch selbst erlebt, durchlaufen wird, der sich seine Ziele weder zu weit noch zu kurz steckt, sondern etwa gerade soweit, als der durchschnittliche Mensch sie im Laufe seiner durchschnittlichen Lebenslänge zu erreichen vermag. Alle drei Sorten von Menschen, die kurzzieligen, die normalzieligen und die langzieligen sind an sich ethisch keineswegs zu verwerfen, sondern sie stellen nur Typen verschiedener Lebensmöglichkeiten dar. Und vielleicht sind alle drei Arten in gewissem Sinne notwendig und geben erst in ihrer Vereinigung den vollen Effekt der menschlichen Entwickelung. Sicherlich werden die kurzzieligen sehr bald in Abhängigkeit von den beiden anderen geraten, dadurch, daß sie deren Schutz vor Überraschungen aufsuchen werden. Jedoch ist das bloße Vorhandensein von Vertretern der beiden ersten Gruppen von kurzzieligen und normalzieligen vielleicht noch nicht ganz genügend, um einen gutgeleiteten Fortschritt der Menschheit zu bewerkstelligen. Denn, wie aus der Sache selbst hervorgeht, sind gerade die langzieligen es, welche die Linien vorzeichnen für die Weiterentwickelung und erst an ihnen halten sich wiederum gewissermaßen diejenigen mit kürzeren Zielen. Jedoch sind sie selbst als solche keineswegs lebensfähig und es sind doch die beiden anderen Gattungen, welche den eigentlichen Fortschritt wirklich zurücklegen und realisieren, nachdem er ihnen gezeigt ist. Aber notwendig sind sie alle miteinander (der kurzzielige als arbeitender Ausführer der ihm gesteckten weiteren Ziele der anderen). Sie alle haben ihr Recht, ihre Existensberechtigung, ja ihre Existenznotwendigkeit. Sie alle sind Arbeiter an der Entwickelung, jeder an seinem Teil.

Wir sehen also, daß jeder in seinem Sinne Erfolg hat und haben kann, der nur sein Ziel in Richtung der allgemeinen Umstände, der allgemeinen Entwickelungsrichtung wählt. Nur darf derjenige, der sich auf der Linie der allgemeinen Entwickelung sein Ziel in die Ferne steckt, nicht den Erfolg in der Nähe erwarten. Und umgekehrt, darf derjenige, der sich sein Ziel in die Nähe steckt, im allgemeinen nicht auf einen Erfolg in der Ferne sich Hoffnung machen. Dies beides wäre gegen die Natur. Aber, wer klug genug ist, die Dinge ihrem wahren Wesen nach zu erkennen und einzuschätzen und für sein nahes Ziel auch nur einen nahen Erfolg verlangt oder für ein weites Ziel auch nur einen weiten Erfolg (der vielleicht jenseits seines eigenen Lebens gelegen ist) der hat so unfehlbar sicher Erfolg, wie irgend etwas eintritt, das nach natürlichen Gesetzen eintreten muß, wenn er nur wirklich dieses Ziel hat, es festhält, und ihm mit allen Kräften längs der Linie der allgemeinen Entwickelung nachstrebt.

Das Leben der Menschen innerhalb eines abgeschlossenen Bereiches und das auf der ganzen Welt bildet in einem mechanischen Gleichnis, wie wir sahen, ein Gleichgewichtssystem von Kräften. Der einzelne wird demgemäß am leichtesten sein Ziel, das er sich steckt, erreichen, wenn es auf der Linie geringeren Widerstandes, geringsten Widerstandes liegt. Diese Linie ist offenbar gegeben durch die Linie des allgemeinen Fortschrittes, der allgemeinen Entwickelung der betrachteten Menschengruppe — immer natürlich unter gebührender Berücksichtigung der vorhandenen außermenschlichen Umstände, sei es geologische Beschaffenheit des Landes, Klima usw. In dieses Kräftespiel aller der ihn umgebenden Umstände ist nun der Mensch mit allen Fasern seines Lebens hineinverwoben. Setzt er sich nun irgendein Ziel und versucht diejenigen Maßnahmen zu ergreifen, welche dasselbe erreichen

lassen, so wird er alsbald, falls dieses Ziel zu sehr den Zielen der ihn umgebenden Menschen widersprechen oder hinderlich sein sollte, Widerstände hervorrufen. Diese Widerstände können gegebenenfalls so groß werden, daß die Erreichung des Zieles unmöglich wird, ja, er kann bewirken, daß die Gesellschaft sich umgekehrt nunmehr gegen ihn selbst wendet und, falls die ihn umgebenden Menschen sich alle gemeinsam durch sein Vorgehen in ihren Zielen und vielleicht in ihrer Existens bedroht sehen, werden sie ihn vernichten. Auf jeden Fall sehen wir, daß die Verfolgung eines Zieles, das ganz oder teilweise entgegengesetzt zur Richtung der allgemeinen Entwickelung liegt, auf Widerstände stoßen kann, die so stark sind, daß ein Mißerfolg eintritt. Nun wird aber unsere Begriffsbildung durch den Umstand erschwert, daß z. B. ein langzieliger Mensch, der sich sein Ziel über seine eigene Lebenszeit hinaussteckt, ohne es zu wissen, und der auf einen Erfolg innerhalb seiner eigenen Lebenszeit rechnet, offenbar in der Erreichung seines Zieles Mißerfolg hat, ohne doch der allgemeinen Entwickelung entgegen gehandelt zu haben. Er kann aber daraus nicht schließen, daß sein Ziel an sich falsch oder schlecht gewesen sei — in der Tat aber war es insofern falsch, als er es auf einen falschen Zeitpunkt verlegt hatte. Darin hatte er Mißerfolg, in diesem Punkte hatte er anders gewollt als die Entwickelung, hierin also war ihm der Erfolg versagt.

Nun sind aber keineswegs alle Handlungen direkte Zielhandlungen, vielmehr sind viele unserer Handlungen einfache Reaktionshandlungen. Aber auch bei diesen haben wir in erster Annäherung die genannte Zweiteilung. Die Reaktionshandlungen sind Äußerungen der Sitte, der Gewohnheit, und haften gleichzeitig ganzen Menschengruppen an. Jede Reaktionshandlung ist nun aber ein Baustein zu dem Bilde, das unsere Nebenmenschen sich von uns

machen, d. h. unseres sogenannten Charakters. Liegt nun eine Reaktionshandlung in Richtung der allgemeinen Entwickelungsziele, d. h. widerspricht sie nicht den Prinzipien, welche sich vielfach unbewußt aus dem Daseinskampf der Menschen als notwendig heraus entwickelt haben, dann wird sie dazu beitragen, das genannte Bild von uns in unseren Nebenmenschen in normaler Weise zu ergänzen. Ist sie dagegen im Gegensatz zu den genannten Tendenzen, so wird sie dieses Bild in ein ungünstiges verwandeln, wir werden Widerstände gegen uns hervorrufen und somit für diese Handlungen bestraft werden. Liegt die Handlung dagegen sehr auffällig in der Richtung der Entwickelungstendenzen, so wird unser Bild in den Nebenmenschen ein günstiges werden, wir werden somit für diese Handlung belohnt werden.

Haben wir uns im Vorstehenden verschiedene Typen menschlicher Zielsetzungen vergegenwärtigt, so ist zu bemerken, daß für die ethische Beurteilung des Einzelnen die Weite seiner Ziele ganz belanglos ist, vorausgesetzt, daß er sein Ziel nach bestem Urteil von innen heraus sich setzt und von innen heraus sein Leben führt. Dann ist jeder für die überindividuellen Gesamtheiten, denen er angehört, wertvoll als klare Kraft und sicheres Glied, aber auch für sich selbst leistet er dann das für ihn nach seinen Gaben und seinem Können denkbar beste.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch unsere dabei gemachten Bemerkungen über den jeweiligen Erfolg zu beurteilen. Nicht das momentane Glück, nicht das größte Glück des Einzelnen ist das Ziel unserer Handlungen, sondern die Erfüllung der in uns gelegenen Aufgaben, die Auswirkung des von den vergangenen Generationen unserer Vorfahren und dem Leben überhaupt uns überkommenen Auftrags wie er einerseits in uns selbst liegt, andererseits von außen an uns herantritt (die sog. „Pflicht"), dies ist

unser Ziel. Da, wie wir sahen, im Ganzen jene wunderbare Einheit der inneren und äußeren Lebensdränge besteht, so muß der Einzelne eben versuchen, die im Einzelleben etwa vorhandenen Widerstreite zwischen beiden mit Vernunft zu schlichten und wird es in den meisten Fällen auch können. Darum darf aber nicht die Tatsache, daß ein Ziel in der Richtung der sichtbaren Entwicklung liegt, und leicht zu erreichen scheint, allein uns bestimmen, es zu verfolgen. Wenn alle nur dies tun wollten, so würden bald keine großen Entwickelungslinien mehr erkennbar sein, der Versuch einer vollkommenen Anpassung aller an alle würde das Ende jeden Fortschrittes bedeuten. Nicht daß ein Ziel in Richtung erkennbarer Fortschrittslinien zu liegen scheint, verbürgt für sich allein schon, daß das Ziel im Sinne der großen Entwickelungsdränge, im Sinne Gottes liegt, vielmehr ist das erste Kriterium hiefür, daß das Ziel aus Deinem innersten Verstehen heraus Dir als Dein Ziel sich bietet, als Ausfluß Deines besten Willens im Sinne Gottes zu handeln. Ob dies dann zu einem äußeren Erfolg in Geld und Ehren führt, dies ist eine zweite Frage. Doch kann man das eine sagen, daß ein derart geführtes Leben nie ganz ohne Erfolg und nie ganz ohne tiefes Glück sein kann. Aber einzige und Hauptziele sollen diese beiden nicht sein. Nur so wird die wahre Entwickelung vorwärts getragen von uns allen, der wahre Fortschritt, der für das oberflächliche Auge den gemeinsamen Wegen der Menschen manchmal zunächst zu widersprechen scheint.

§ 7. *Ethische Grundprobleme.*

Und nunmehr muß es unsere Aufgabe sein, das menschliche Handeln, dessen Zweiteilung als für oder gegen das „Gesetz“, als „gut und böse“ wir in großen Linien in einer durchschnittlichen Begriffsbildung uns gekennzeichnet haben, zu betrachten hinsichtlich seiner Folgen für den einzelnen. Wir treten damit ein in die Diskussion des schwierigsten Teiles unseres Problemes, der sich in der klassischen Sprache der jüdischen Religionsschöpfer konzentriert um die Zuordnung zwischen den Begriffspaaren „gut und böse“ und „Lohn und Strafe“.

In ein paar Worten sei es unternommen, die Gesamtsituation nochmals kurz zu überschauen. Der Mensch ist gezwungen zu handeln, dadurch lebt er. Die Frage ist, wie er handeln soll. Die Lösung des Alten Testamentes ist die: Er soll nach dem Gesetze des Herrn handeln, dann handelt er gut und wird belohnt, andernfalls handelt er schlecht und wird bestraft. Auch wir haben erkannt, daß es für uns ein „Gesetz des Herrn“ gibt, das wir zwar nicht im einzelnen kennen, aber doch irgendwie „haben“. Wir haben zwar schon mehrfach angedeutet, daß, wenn wir nach diesem Gesetze handeln, wir gleichzeitig auch für uns am vorteilhaftesten handeln, wenn wir dagegen handeln, uns schaden; aber wie weit diese Überlegung in die einzelne Handlung eingeht, inwieweit wir sie zur Richtschnur unseres ganzen täglichen Lebens und Handelns machen können, dies bleibt uns noch zu zeigen übrig.

Es wird die von der ganzen jüdischen Ethik stillschweigend

und zähe durchgehends festgehaltene Hypothese, daß das wahrhaft sittliche Handeln stets auch das vorteilhafteste Handeln ist, auch für uns zu erweisen sein.

Das wahrhaft sittliche Handeln ist das Handeln aus dem guten Willen. „Guter Wille" ohne Angabe aber, worauf er gerichtet ist, ist, wie wenn man von einem guten Schuß spricht, der nicht abgegeben wird. So liegt also in dem Begriffe des guten Willens an sich ein formaler Widerspruch, und wo in der Ethik der gute Wille an sich verwendet wird, da wird entweder von etwas gesprochen, das es nicht gibt, oder aber es steckt ein phänomenologisch erfaßter Begriff dahinter, der nur mit der Bezeichnung „guter Wille" unglücklich in Sprachform gefaßt ist. Wir aber haben im Vorstehenden dasjenige, was hier dann und wann phänomenologisch empfunden wurde, klar herausgearbeitet: „aus gutem Willen handeln" hat nur dann einen Sinn, wenn darunter das verstanden wird, was wir oben nannten: von innen heraus handeln, mit dem Hinzufügen, daß das, woraus wir dabei handeln, das Gesetz in und um uns „das Gesetz des Herrn" ist. Betrachten wir die Formel des Kantschen kategorischen Imperativs: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte; so ist, wenn wir diese Formulierung mit der unsrigen vergleichen, zwar einleuchtend, daß sie sozusagen in der gleichen Richtung sich bewegt, auf dem richtigen Wege ist. Unsere Formel lautet, handle nach dem Gesetz Gottes, wobei der Begriff des Gesetzes Gottes oben näher erläutert wurde. Nach letzterer Formel ist es selbstverständlich, daß die Maxime meines Handelns stets zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung dienen kann, denn beide fallen ja hier völlig zusammen, ferner aber sind es nicht mehr verschiedene Maximen, verschiedene Prinzipe einer allgemeinen Gesetzgebung, wie sie die Kantsche For-

mel als möglich erscheinen läßt, sondern nur eine einzige große allgemeine Maxime, welche das einzige Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung darstellt: das Gesetz Gottes. Man sieht, die alten Juden waren in der Ethik um ein gut Stück weiter bereits als Immanuel Kant. Die Entwickelung der Ethik in der neueren Zeit hat größtenteils darin bestanden, daß die Unmöglichkeit spezieller Gesetze immer mehr eingesehen werden dürfte. In der Kantschen Formulierung steckte noch ein Rest von solcher Spezialisierung. Erst in unserer Formel ist auch das Letzte davon in Wegfall gekommen: ein einziges, völlig einheitliches und undifferenziertes, undifferenzierbares Grundprinzip bleibt übrig.

Diese Einheit des Grundprinzips aber bewirkt nun auch die Geltung des Grundsatzes, daß das wahrhaft sittliche Handeln stets zugleich auch das vorteilhafteste sei. Dieser Grundsatz aber hat von Anbeginn die größten Zweifel auf sich gezogen.

Offenbar hat die endgültige jüdische Lehre, welche ganz auf diesen Grundsatz aufgebaut ist, erst durch viele Diskussionen, Überlegungen und Einwürfe hindurch sich durchsetzen müssen. In der Tat gibt es auch wohl kaum eine Behauptung, die leichter zu widerlegen schiene. Um so bemerkenswerter ist die Tatsache, daß sie sich durchsetzen konnte. Und daß sie sich nicht als „Priesterbetrug“ oder durch Aufzwingung von seiten Mächtiger durchgesetzt hat, sondern daß sie den Frommen in dem ganzen Volk zur innersten Überzeugung und Lebensmaxime wurde, das ist jedem klar, der offenen Blickes zu lesen versteht. Wie groß die Widerstände waren, das zeigt der Umstand, daß zwei der schönsten Schriften des Kanons des Alten Testamentes wenn nicht auf einem entgegengesetzten Standpunkte stehen, doch mit der vorurteilslosesten Diskussion dieses Grundsatzes sich beschäftigen. Daß diese beiden Bücher dort aufgenommen wurden, zeugt einmal von der

Bedeutung des Widerstandes, jedoch aber auch von dem Sicherheitsgefühl, mit dem man diesen Zweifeln gegenüberstand. Einerseits wurden die Zweifel in diesen beiden Büchern selbst schon zu widerlegen versucht, andererseits aber vertraute man auf die überzeugende Kraft der übrigen Schriften.

So sagt der Prediger: Denn was hat ein Weiser mehr als ein Narr? (6, 8). Da ist ein Gerechter und gehet unter in seiner Gerechtigkeit; und ist ein Gottloser, der lange lebt in seiner Bosheit (7, 15). Es sind Gerechte, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gottlosen, und sind Gottlose, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gerechten. Ich sprach: Das ist auch eitel (8, 14). Es begegnet dasselbe einem wie dem andern, dem Gerechten wie dem Gottlosen, dem Guten und Reinen wie dem Unreinen, dem, der opfert, wie dem, der nicht opfert. Wie es dem Guten gehet, so gehet's auch dem Sünder. Wie es dem, der schwört, gehet, so gehet's auch dem, der den Eid fürchtet. Das ist ein bös Ding unter allem, das unter der Sonne geschieht, daß es einem geht wie dem andern (9, 2; 3).

Ebenso enthält das Buch Hiob Klagen, daß es dem Sünder wohlgehe und er keine Strafe erleide. Man lese z. B. das 24. Kapitel dieses Buches, das allerdings in den gewöhnlichen Lutherschen Bibelübersetzungen fast unverständlich ist[1]. Auch sonst enthält das Buch Hiob, das überhaupt in seiner ganzen Ausdehnung ein klassisches Beispiel für die Art der altjüdischen Philosophie und Ethik darstellt, eine ganze Reihe wichtiger Einwände gegen die spätere siegreiche Erkenntnis, die aber alle gleich an Ort und Stelle zu widerlegen versucht werden. Wir werden uns mit den Widerlegungen dieser und der obigen Einwürfe erst weiterhin beschäf-

[1] Klarere Übersetzung siehe z. B. „Die Heilige Schrift. Der Urtext“ mit Zugrundelegung des Philippsonschen Bibelwerkes. Herausgegeben auf Kosten der isr. Bibelanstalt. Frankfurt a. M., J. Kauffmann 1913.

tigen, wo wir selbst gegen Einwürfe uns verteidigen werden. So liegt z. B. eine starke ideale Forderung in der Frage des Teufels an Gott (Hiob 1, 9): „Meinst du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet?" Sie läßt uns erkennen, daß starke Strömungen einer rein utilitaristischen Ethik schon damals vorhanden waren, und wir entnehmen aus dem weiteren des Buches Hiob, daß sie erfolgreich bekämpft wurden, wenn auch manchmal noch mit etwas tastenden Argumenten. Ein wichtiger Punkt, gegen den das Buch Hiob kämpft, ist die Vorstellung der Ethik als einer Art Handelsgeschäft zwischen Gott und dem Menschen. „Kann denn ein Mann Gott etwas nützen? Nur sich selbst nützt ein Kluger" so sagt Eliphas (Hiob 22, 2). Mit anderen Worten, es ist unmöglich, sich Gott gegenüber ein Verdienst zu erwerben, auf das man pochen kann. Dies ist schon deshalb unmöglich, weil das Gesetz nicht bekannt ist. Demgemäß wird auch dieser letztere Punkt besonders hervorgehoben (Kap. 28), und Hiob, der sich gerne auf seine formale Gesetzeserfüllung versteifen möchte, jammert über die dadurch bedingte Unsicherheit (Hiob, Kap. 23), die er aber nur empfindet, weil er das eigentliche Wesen des göttlichen Gesetzes noch nicht erkannt hat. Seine Freunde geben sich beste Mühe, ihn auf den rechten Weg zu führen, aber es ist nicht zu leugnen, daß es ihnen selbst nicht ganz leicht wird, den Kern der Sache gut zu formulieren. In den Schlußreden Hiobs endlich steht die Lösung: „Siehe, die Furcht des Herrn, das ist Weisheit" (28, Vers 28). Aber Stellung, Inhalt und Fassung machen es mir sehr wahrscheinlich, daß hier eine spätere Einschiebung vorliegt durch einen priesterlichen Schreiber, der den Stolz, daß er selbst die richtige Losung kenne, hier nicht zurückhalten konnte. Zu dem Satze selbst ist zu sagen, daß „die Furcht des Herrn" nichts anderes ist als die seelische Einstellung („Gesinnung"), welche wir oben als „von innen heraus handeln" bezeichneten. Und zum

Begriff „Weisheit“ ist zu bemerken, daß diese mit dem Gehaben des Gerechten identisch ist. Ja, in der Spruchliteratur tritt späterhin die „Weisheit“ manchmal völlig an Stelle des religiösen „Gerechtseins und nach dem Gesetze des Herrn Handelns“, (die „Weisheit“ sogar personifiziert, vielleicht unter griechischem Einfluß: Sprüche Kap. 9), so daß die Idee Gottes als Gesetzgebers und die Idee des göttlichen Gesetzes dagegen manchmal ganz verschwindet. Die Wirkung solchen Vorgehens ist natürlich, das Verhältnis des Menschen zur Welt weniger persönlich zu machen und so die Idee des „Verdiensterwerbens“ noch mehr auszuschließen. Denn einer unpersönlichen Weisheit gegenüber besteht keinerlei Verführung, auf eine Erfüllung ihrer Regeln durch mich zu pochen. Wenn es mir schlecht geht, so war ich eben dann nicht genügend weise.

Die eigentliche Lösung im Buche Hiob, die als solche dort gegeben wird, beruht der Hauptsache nach in dem Nachweise, daß Gott zu mächtig ist, als daß der Mensch irgendwie mit ihm rechten könnte. Diese Überzeugung, welche in den grandiosen Naturschilderungen gegen Ende des Buches zum Ausdruck kommt, ist verbunden mit dem sicheren Glauben, daß Gott dem Menschen vergilt, „darnach er verdienet hat“ und das Recht nicht beugt (Kap. 34, Vers 11, 12). Jedoch erhebt sich die Darstellung später nirgends zu dem soeben als Einschiebung bezeichneten Satze, und die „Gesinnungsethik“ wird höchstens noch angedeutet in Äußerungen wie: (Kap. 34, Vers 31, 32) „Zu Gott muß man sagen: ... Hab' ich's nicht getroffen, so lehre du mich's besser usw.“ In einem Worte: Hiob wird zuletzt doch hauptsächlich durch die Macht Gottes überwältigt, der er sich gezwungen beugt, ohne daß er den Kern seines Fehlers vollkommen eingesehen hat. Wir sehen, daß dieses gewaltige Dokument aus der Entwickelung der menschlichen Sittenlehre, so wunderbar tief

es die Probleme faßt, noch nicht völlig sich zu der religiösen Höhe der Psalmen erhebt.

Wie aber die hier angeregten schwierigen Probleme weiterhin in den Psalmen gelöst wurden und wie wir sie lösen, dies werden wir nunmehr zu betrachten haben.

§ 8. *Die Wurzeln des menschlichen Handelns.*

Die Lehre von dem „Gesetze des Herrn“, das wir in uns tragen, und das in wunderbarer und doch so selbstverständlicher Weise übereinstimmt mit dem Gesetze, den Entwickelungsdrängen, die von außen an uns herantreten, gründet sich auf eine Gruppe von Erkenntnissen über den Menschen und das Leben überhaupt. Was die Alten nur ahnten oder rein gefühls- und erfahrungsmäßig erkannten, eben die Lehre von dem großen „Gesetz des Herrn“, das können wir heutzutage nun auch verstehen in seinem Grunde und in seiner Wirksamkeit. Um aber nun auch beurteilen zu können, inwieweit die alte Lehre von dem Zusammenfallen des wahrhaft sittlichen mit dem wahrhaft vorteilhaften Handeln hier sich bewähre, dazu müssen wir noch in etwas weitere Betrachtungen eintreten.

Aus dem Bisherigen schon hat sich gezeigt, daß die jüdische Ethik in ihrer höchsten Vollendung zu einer reinen Gesinnungsethik sich emporentwickelt hat. Wir sollen dem Gesetze des Herrn folgen, dies aber ist niemand völlig bekannt, vielmehr ist eine Gesamteinstellung, eine Gesinnung, nämlich „die Furcht des Herrn“ die letzte Weisheit, oder auch die „Lust zum Gesetz des Herrn“, wie der erste Psalm sagt. Dem aber, der diese Lust hat, dem wird es auch, wie ebendort gesagt wird, wohlergehen. Dieser Zusammenhang nun war, wie wir soeben sahen, schon im Altertum der Gegenstand von Kontroversen. Dieses Verhältnis ist natürlich von selbst gewährleistet, wenn ein anthropomorpher Gottesbegriff zur

Seite steht. Es ist klar, daß bei einem Begriff Gottes, wo dieser ein persönliches eifriges Interesse (wie ein gestrenger Autokrat) daran nimmt, daß die Menschen seine spezialisierten „Gebote" halten, und der hauptsächlich seiner Autorität wegen jedes Vergehen gegen seine Gebote bestraft, jedes Halten seiner Gebote belohnt, das sittliche Handeln von selbst auch immer das vorteilhafteste ist. Aber sowohl der jüdische Gottesbegriff als auch die jüdische Ethik standen in den Äußerungen ihrer höchsten Blüte weit über dieser sehr anthropomorphen Anschauung, wenn auch diese letztere im Alten Testament ihrer leichteren Verständlichkeit halber bei weitem den größeren Raum beansprucht. Der Punkt, von dem aus die anthropomorphe Anschauung bei den denkenderen Geistern ins Wanken kam, und dem höheren Gottesbegriff sich zuzuneigen begann, ist sicherlich der, daß der Mensch sündigen kann, ohne es zu wissen, daß das Gesetz nicht völlig bekannt sein kann. Mit dem Wanken des alten anthropomorphen Gottesbegriffes aber wird auch die Begründung des Verhältnisses zwischen ethischem und vorteilhaftem Handeln, die vorher so selbstverständlich war, unsicher. Ist es wirklich so, fragt die Kritik, daß es immer auch wahrhaft vorteilhaft ist, wenn ich nach den Geboten handle?

Und hiermit ist nun leicht zu sehen, von wo aus die Kritik glauben kann, günstige Angriffspunkte zu finden, und warum diese Angriffspunkte dennoch immer versagen müssen. Die Kritik nämlich zieht Fälle heran, wo ein Mensch gegen gewisse Gebote handelt, und dennoch Erfolg hat. Offenbar haben wir hier noch den alten Begriff des „Gebotes", wie es dem anthropomorphen Herrscher-Gott entspricht. Im Sinne von unserem allgemeinen „Gesetze des Herrn" aber, welches sich niemals irgendwie spezialisieren läßt, müssen wir so sagen: Entspricht das erwähnte „Gebot" dem „Gesetze des Herrn", dann ist es auch letztlich vorteilhaft nach ihm

zu handeln, und schädlich ihm entgegenzuhandeln; entspricht es nicht, so ist es umgekehrt. Dabei muß natürlich jeder einzelne Fall einer besonderen Überlegung unterworfen werden. Daß nun aber tatsächlich das Handeln von innen heraus, wie wir sagten, d. h. das Befolgen des „Gesetzes des Herrn" in unserem Sinne, auch wahrhaft vorteilhaft ist, dies wollen wir uns jetzt überlegen.

So wie heute meist der Mensch betrachtet wird, geht sein Handeln theoretisch in der Weise vor sich, daß er sich die ihm bekannten Umstände überlegt, und dann nach seinem Vorteil, wie er ihn versteht, handelt. Unsere These lautet nun, daß in zwei sonst gleichen Fällen derjenige Mensch auch für sich vorteilhafter handeln wird, der bei seiner Überlegung das Motiv hinzunimmt, daß er „nach dem Gesetze des Herrn" handeln möchte, d. h. im Sinne der in und um ihn festgelegten Entwickelungslinien, unter Ausschließung kleinlicher, abseits liegender, aus dem Trubel des Tagesgetriebes stammender Beweggründe.

Zunächst ist zu sagen, daß es überaus schwer ist, auf diesem Gebiete größtmöglicher Komplikation eine Ausdrucksweise zu finden, welche die wünschenswerte Klarheit mit der nötigen Exaktheit verbindet. Die unübersehbare Vielgestaltigkeit des Lebens und seiner Äußerungen zwingt uns, um überhaupt handliche Begriffe zu erhalten, und überhaupt von den Dingen sprechen zu können, wie schon früher ausgeführt, zu „Durchschnittsbegriffen" zu greifen, mit denen wir allerdings dann eine hinreichende Exaktheit auch zu erreichen vermögen.

In der Tat sind wir durch das materialistische Zeitalter, welches wir durchschritten haben, und welches nichts anderes war, als die jugendliche Freude der Kulturmenschheit an dem wundervollen Instrumente der exakten Wissenschaften, das sie in seiner ungeheuren Bedeutung zu erkennen begann, dazu gelangt, eine etwas

allzu einfache Vorstellung uns von dem Wesen der Dinge zu machen. Schon in unserem erkenntnistheoretischen Exkurs haben wir auf diesen Umstand hingewiesen, und berufen uns darauf. Bereits die einfachsten Überlegungen unserer Wissenschaftslehre zeigen uns, daß es in der Differenziertheit der Dinge nach Richtung der Kleinheit hin kein Ende gibt, daß der Prozeß der Entdeckung immer feinerer Strukturen mit immer neuen, wunderbaren Gesetzmäßigkeiten, in dem wir zurzeit wieder einen bedeutenden Fortschritt zu machen im Begriffe sind (Röntgenstrahlen, Aufbau der Atome aus Elektronen usw.), ein immer fortschreitender ist. Die so überaus bequeme Vorstellung von „den" Atomen ist damit schon gerichtet. Kein Atom kann ein letzter Baustein sein, jedes Atom muß wieder feinere enthalten.

Nehmen wir nun die Lebewesen und speziell den Menschen. Es ist eine Errungenschaft der allerletzten Zeit, daß wir in der Lage sind die Zeitlänge geologischer Perioden mit einiger Genauigkeit zu berechnen (durch Atomzerfall in den Gesteinen). So hat man gefunden, daß seit der Kreidezeit zirka 300 Millionen Jahre verflossen sind. Diese Zahl erscheint der Größenordnung nach als absolut sicher[1]. Nun haben wir in der Kreide schon hochentwickelte Wirbeltiere, welch ungeheure Zeiträume müssen wir also seit den frühesten Anfängen des Lebens vergangen denken! Und nun die Konsequenz. In diesen Jahrmilliarden (denn diese Größenordnung kommt hier in Betracht) hat sich das Leben bis zum Menschen, bis zu uns selbst heraufentwickelt. In ungezählten Schwierigkeiten hat es sich erhalten, sich hindurch gewunden durch Milliarden von Möglichkeiten des Unterganges, und nicht nur dies, sondern sich gleichzeitig triumphierend heraufgehoben zu einem Wesen, das

[1] Siehe z. B. den Bericht von Lawson in „Die Naturwissenschaften" V. Heft 26, 27. (1917).

hoffen darf, einst die Mutter Erde, die es hervorgebracht hat, in noch weit höherem Maße zu beherrschen und nach seinen Bedürfnissen zu modeln, als dies jetzt schon geschieht. Wir wissen nicht im Detail, wie es zugeht, aber dies ist sicher, daß jedes Wesen unserer Vorfahrenreihe Tag und Nacht bloß durch sein Dasein und sein Leben nach den ihm innewohnenden Gesetzen in allen Teilen seines Körpers ununterbrochen arbeitete an sich und an seinen Nachkommen, und daß dies bei uns selbst ebenso sich verhält.

Wir stehen in der Physiologie erst ganz am Rande eines großen und wunderbaren Forschungsgebietes, das uns jetzt schon ein Ahnen von feinsten Zusammenhängen erlaubt, die in unserer Zeit vergessen waren, früher aber einmal von überaus hochdifferenzierten und feinnervigen Menschen intuitiv gewußt wurden. Es ist das Gebiet der sogenannten Drüsen im menschlichen Körper.

Diese Organe produzieren irgendwie feinste regulierende Stoffe von wunderbarer Kraft und Wirkung, welche die ganze Ökonomie des Gebäudes unseres Körpers beherrschen. Diese Drüsen aber und ihre Arbeit hängen wiederum in feinster, noch meist unbekannter Weise mit dem ganzen Nervensystem zusammen. So haben wir zum ersten Male einen kleinen physiologischen Anhalt und Unterbau für die alte Erkenntnis des innigen Zusammenhanges zwischen meinem Geist und meinem Körper. Jeder meiner Gedanken, jedes meiner Gefühle bringt feine unbekannte Säfte in Bewegung, die in meinem Körper ihre Wirkung entfalten, jeder Gedanke formt an meinem Körper[1]. Und nun können wir uns überlegen, welche Feinheiten im Laufe jener Jahrmilliarden unsere Vorfahren während ihres Lebens alle in sich und in ihre Nachkommen, und damit zu-

---

[1] Bezüglich des erkenntnistheoretischen Problems des Zusammenhangs zwischen Geist und Körper, das wir hier natürlich nicht im Detail erörtern können, verweise ich auf meine „Grundlagen der Naturphilosophie", Leipzig 1913.

letzt in uns hineingeformt haben mögen. Wie gänzlich unausdenkbar und unausschöpfbar vielgestaltig jene heimlichen Zusammenhänge unseres ganzen Wesens sind, welche die materialistische Epoche so leicht an jenem Apparat von Kraft und tanzenden Molekülen einfachster Art vergessen konnte, als welchen sie sich den Menschen dachte. Natürlich ist, wie wir schon sahen, nach und nach jeder Vorgang auch am Menschen chemisch-physikalisch, d. h. wissenschaftlich erklärbar, aber die Zahl dieser Vorgänge ist eine so ungeheure, daß sie praktisch fast als unendlich betrachtet werden kann, sicherlich aber unvergleichlich viel größer als sie das vorige Jahrhundert sich vorstellte. Die Erklärung der Wirklichkeit ist auch intensiv, d. h. ins Feine hinein ein unendlicher Prozeß, der in seinem Verlaufe immer neue und wunderbare Zusammenhänge offenbart — während der Materialismus immer glaubte, mit seinen Atomen oder Elektronen oder was es sei schon am Ende zu sein. Demgemäß ist das, was wir bisher kennen, doch immer nur eine dünne äußere Schale, die wir durchdrungen haben.

So ist es denn nicht wunderbar mehr, wenn wir behaupten, daß unser Wesen in seinen tiefsten Tiefen das Gesetz des Seins am klarsten enthält, daß jeder Millimeter und jedes Haar unseres Körpers eine Resultante des Lebensgesetzes ist, dem wir unterstehen[1]. So aber, wie ich bin, ist auch mein Nebenmensch, und in vielleicht etwas verschieden hohem Grade jedes Lebewesen unserer Umwelt, ja in gewissem Sinne die ganze Wirklichkeit. Dies ist der Boden, in den meine Wurzeln gesenkt sind, dies ist das Sein, in dem sich mein Leben abspielt, hier liegen die Umstände, aus denen uns

---

[1] Man vergleiche hierzu die Theorie des Lamarckismus, die ohne Kenntnis der neueren physiologischen Entdeckungen ähnliche Gedanken faßte. Bezüglich der teleologischen Betrachtungsweise sei auf die geistvolle Schrift P. N. Coßmanns „Empirische Teleologie" verwiesen.

Vor- und Nachteile erwachsen, dies sind die Gegebenheiten, welche die Folgen meiner Handlungen bestimmen.

Und nun betrachten wir das sogenannte überlegte Handeln. Wie viele Umstände sind es denn, die ich bewußt in Rechnung ziehen kann, woher kommen mir denn die Gesichtspunkte, nach denen ich diese wenigen Umstände auswähle? Es ist unmittelbar klar, daß die bewußt in Rechnung gezogenen Umstände beim Handeln wenige sind im Vergleich zu den in Betracht kommenden Anzahlen. Allerdings sind es meist die offenliegendsten Umstände, welche zur Begründung von Handlungen herangezogen werden. Aber wer kennt das Gewicht all der kleineren Umstände? Haben nicht sie, die wir vernachlässigen zu dürfen glaubten, oft einen ausschlaggebenden Einfluß? Hier nun springen die Fähigkeiten unseres Unbewußten ein. Du liest in dem Gesicht deines Nebenmenschen. Kannst du beschreiben, was da im einzelnen vor sich ging? Du kannst es nicht, und dennoch weißt du, was in seiner Seele sich abspielte. Du fühlst und weißt ungeheuer viel mehr, als du denkend beherrschst. Du machst eine Bewegung mit der Hand. Dein Gegenüber sieht eine ganze Charakterskizze deiner Ansicht darin. Aber wenn du dies bewußt hättest ausklügeln wollen, hättest du versagt. Ebenso, wenn du etwa über ein Seil gehst.

Es sind die Künste deiner Vorfahren, die bei diesen Gelegenheiten in dir zur Wirkung kommen, Künste, die sich viele Generationen in heißem Lebenskampfe errungen haben.

Wir werden dieser unserer Fähigkeiten, wie man sagt, nur phänomenologisch gewahr, und wir rühren damit an die Tatsache, daß man von beachtenswerter Seite in der modernen Philosophie wieder mehr Gewicht auf diese Dinge legt, als man vor einiger Zeit leider getan hat. Es ist vor allem der Philosoph Husserl, der hier zu nennen ist.

§ 9. *Die Übereinstimmung des gerechten und vorteilhaften Handelns.*

In den Zusammenhängen nun, welche wir am Ende des vorstehenden Abschnittes bemerkt haben, liegt die Tatsache begründet, welche zuerst die alten jüdischen Religionsschöpfer erkannt haben, daß das wahrhaft gerechte Handeln mit dem wahrhaft vorteilhaften Handeln zusammenfällt, eine Erkenntnis, welche in immer neuen Wendungen der wundervollsten poetischen Sprache sie nicht müde wurden zu besingen.

Alles in deiner Welt hängt auf eine ungeheuer feine und meist nicht sofort durchschaubare Weise zusammen. Du versuchst offenbare Tatsachen zu leugnen, zu übersehen, eines momentanen Vorteils willen. Dies wird im allgemeinen sich als Sünde herausstellen (die Nebenumstände können sehr mannigfaltig sein), die Wirklichkeit, das Gesetz des Seins fordert sein Recht, deine Handlung wird, wenn sie ungerecht war, zu dir zurückkehren an irgendeiner, an vielen Stellen, sie hat dir Vertrauen geraubt, sie hindert, daß sonst mögliche Vorteile dich erreichen. Aber gehe geradeaus, wenn es auch momentan einen gewissen Nachteil bringen mag, laß den Dingen ihr Recht, das sie sich doch nehmen, wenn sie stark genug sind, und das sind sie, auch wenn du es ihnen verweigerst, gehe mit den Dingen, mit dem Gesetze, dem du unterstehst, dem Gesetze Gottes, und es wird tausendfältig zu dir zurückkehren im Guten.

Aber die Zusammenhänge des Daseins wirken sich in noch viel größerer Feinheit aus, wenn wir von den äußeren Vorgängen uns

zu den inneren wenden. Wir erinnern uns, was wir vorhin darüber sagten, daß jeder Gedanke, jedes Gefühl in uns unerkannte feine Säfte in Bewegung setzt, welche weithin in unserem Körper ihre regulierenden Einflüsse geltend machen. Nun nehmen wir an, wir wollten gerecht sein in unserem Sinne, richteten unser ganzes seelisches Verhalten, unseren ganzen seelischen Zustand möglichst dauernd darauf ein, dem Gesetze des Seins sein Recht zu geben, stellen uns darauf ein, dem Gesetze Gottes, das in und um uns waltet, gerecht zu werden, dann ist unmittelbar einzusehen, wie vorteilhaft dies für unser ganzes Sein werden muß. Stürme und Leidenschaften, die aus dem Alltag entspringen, die kommen und gehen, und von denen die Unweisen sich hin und herwerfen lassen, wie ein führerloses Schiff, die haben keine Macht mehr über uns — denn was wollen diese kleinen Schwankungen des Daseins sagen gegenüber unserem festen Willen, den großen Linien zu folgen, welche die Entwickelung der Dinge von innen heraus uns vorschreibt? Und unsere Nebenmenschen, werden sie nicht aus unserem Wesen herausfühlen, daß sie einen Menschen vor sich haben, der eine vorgezeichnete Marschroute geht ohne sich hin und herwehen zu lassen? Sie werden die Konsequenzen daraus ziehen und einsehen, daß es vergeblich sein wird, diesen Menschen aus seiner Bahn werfen zu wollen, und andererseits, wenn sie selbst einmal in unsicherer Lage Halt brauchen, bei ihm diesen Halt zu gewinnen suchen. Achtung und Vertrauen werden die äußeren Folgen sein, Ausgeglichenheit, Ruhe und Kraft der Seele und damit Gesundheit die Folge im Innern. Dies ist das Bild des Gerechten, wie wir es — natürlich in primitiveren Formen, aber dem Wesen nach ebenso — in den Psalmen geschildert finden, und das Geschick seines Gegenbildes, des „Sünders“ oder des „Narren“, brauchen wir darnach nicht mehr auszumalen.

So handelt der Gerechte, indem er sich vor allem innerlich auf Erfüllung des „Gesetzes" einstellt, indem er, wie wir sagten, von innen heraus handelt. Dann wird ihm das übrige alles von selbst zufallen. Nun kommt aus dieser Einstellung, bevor sie in ihrer ganzen Tiefe erfaßt ist, bei Völkern und bei Einzelnen leicht ein gewisser Abweg zustande. Dieser Abweg besteht in der „Spruchweisheit", die auch gerade beim jüdischen Volke, das alle diese Probleme wie kein zweites auch nur annähernd durchdacht und durchlebt hat, eine wichtige Rolle spielt. Ich erinnere nur an die Sprüche Salomonis, das Buch des Jesus Sirach, die sogenannte Weisheit Salomonis und auch teilweise den Cohelet. Sie alle stellen noch hochwertige religiöse Literatur, aber doch schon zweiter und dritter Güte dar. Es gibt keinen Weisheitsspruch, keine Lebensregel, die nicht in einigen Situationen versagen und direkt zum Falschen führen würde. Sicher geht nur derjenige, der auf alle solche Krücken verzichtet und lediglich seinen „Willen zum Gesetze Gottes" dem Leben entgegenträgt. Nur das ist „Gerechtigkeit" in der höchsten Auffassung. Es ist die alte Tugend der „Frömmigkeit" im innerlichsten Sinne verstanden, da ja auch dieser Begriff im Laufe der Zeit entwertet worden ist, indem er als Bezeichnung gewisser äußerer Betätigungen vielfach gebraucht wurde. Für den Gerechten in unserem Sinne gibt es kein äußeres Kennzeichen in in der Art seines Handelns in bestimmten Fällen. Nur die sehr intime Kenntnis des Charakters würde erlauben, von einem anderen ein solches Urteil zu fällen. Das ist auch nicht nötig, darüber ist sich jeder nur selbst Rechenschaft schuldig, muß er doch auch die Folgen seiner Handlungen auf sich nehmen.

Es ist hier vielleicht der Platz, um zu bemerken, wie falsch sich auf Grund unserer Überlegungen die Stellungnahme eines Menschen erweist, welcher an einem oder mehreren anderen Verfeh-

lungen gegen das Gesetz Gottes rächen möchte. Wohl mag der Staat die Erfüllung seiner festgelegten Gesetze erzwingen, mag der Erzieher die Unachtsamkeit oder Böswilligkeit seines Zöglings rügen, mag im Kampfe ums Dasein der eine dem andern Wunden schlagen, aber andere wegen Übertretungen des allgemeinen Gesetzes Gottes strafen zu wollen — dies heißt, völlig den Sinn dieses unaussprechbaren Gesetzes verkennen, dies heißt, sich selbst an die Stelle Gottes setzen, dies selbst also ist die höchste Sünde gegen Gottes Gesetz. Es gibt gelegentlich Menschen, welche die Worte der Bibel so verkennen, daß sie glauben und davon sprechen, andere wegen angeblicher Verletzung von Gottes Gesetz bestrafen zu müssen. Hat ein Mensch oder ein Volk gegen dieses Gesetz sich verfehlt, so können wir getrost die Strafe dafür dem Schicksale überlassen, sie wird kommen mit unfehlbarer Gesetzmäßigkeit. Hat er sich gegen uns verfehlt, indem er uns angriff, so wehren wir uns mit allen Mitteln, bis er von seinem Vorhaben absteht. Aber wegen einer angeblichen Verfehlung gegen das Gesetz Gottes andere verurteilen und strafen zu wollen, dies zeugt von einer Täuschung über die Natur dieses Gesetzes und über sich selbst, die mit Notwendigkeit früher oder später an dem Verurteiler selbst sich bitter wird rächen müssen.

Nicht einzelne Lebensregeln, wie man sich in den und den Fällen verhalten müsse, um erfolgreich zu sein, können uns zum wahrhaft Guten und zum wahren Vorteil führen, — nur eine Gesamteinstellung unseres ganzen Seins, mit anderen Worten, nur eine Religion kann dies leisten. Wir haben in unserer Zeit der Religionslosigkeit, wo mit den alten Dogmen auch der in ihnen allerdings oft fast unauffindbar verborgene Diamant von den meisten weggeworfen wurde, eine große Literatur in dieser Richtung. Schriften mit dem Titel: „Wie werde ich erfolgreich", „Wie werde

ich energisch", „Wie werde ich ein guter Redner" usw., dann Bücher von Carnegie und anderen, dies alles sind solche Surrogate, die sicherlich viel mehr verderblich wirken, als sie nützen, weil sie ihrem Adepten vorreden, daß er alles aus ihnen erlernen könnte. Dann kommt er aber leicht in den Fall, daß er in einer Situation bloß nach dem jeweiligen Rezept (erfolgreich, energisch usw.) handelt, wesentliche Umstände außer Betracht läßt und elendiglich für seine Enge büßen muß. Solches kann nur und allein die Gesamteinstellung auf das immanente Gesetz des Daseins, kurz auf „Gott" vermeiden.

Nachdem wir jetzt aber das eigentliche Wesen des „Gerechtseins" erkannt haben, nun fallen alle Einwürfe, die gemacht wurden und werden gegen die Identität des wahrhaft sittlichen und wahrhaft vorteilhaften Handelns von selbst in sich zusammen. Natürlich kann es vorkommen, daß ein „Gerechter" (soweit menschlicher Unvollkommenheit es zu sein gelingt) von einem bösen Geschick überwältigt wird. Aber dies hätte er sicher nicht von sich abgewendet, wenn er gegen das Gesetz der Dinge gehandelt hätte. Im Gegenteil. Und wenn es einem Ungerechten gut geht, so ist erst die Frage: Woher weißt du, daß er ungerecht ist? Und zweitens, angenommen, er wäre es, dann geht es ihm sicher nicht gut, weil er gegen das Gesetz der Dinge handelt, sondern trotzdem, und zuletzt werden die geheimen Widerstände des Weltganges diesem Widerstreben gegenüber so stark, daß der Fehler zutage kommt, kommen muß. Und schließlich: vielleicht geht es ihm gar nicht wirklich gut.

Natürlich ist mit dem „Gerechtsein" keine absolute Garantie gegeben gegen „Unglück"; wenn eine Stadt verbrennt, leiden Gerechte und Ungerechte (das Problem berührt I. Mosis 18). Aber unter sonst gleichen Umständen wird der Gerechte immer besser

fahren als der Ungerechte, und im Laufe der Zeit wird sich die schweigende Hilfe, die ihm die treibende Kraft der Dinge leistet, immer deutlicher zu seinen Gunsten bemerkbar machen. So belohnt Gott den Gerechten und bestraft den Narren. Natürlich gibt es im Leben „Sinnlosigkeiten", welche, wie schon der Name sagt, gänzlich unverdient und ohne Zusammenhang über einen Menschen hereinbrechen können (Naturereignisse, wozu auch übergesellschaftliche Ereignisse in der Menschheit, wie Krieg, gehören usw.), aber diese treffen Gerechte wie Ungerechte, und auch hier wird der erstere noch mehr Möglichkeiten der Rettung finden, als der letztere. Aber gegen unsere These sagen diese Ereignisse nichts.

Derartige Umstände aber, die nicht in unserer Gewalt sind, immer mehr auszuschalten, dies ist eines der Hauptziele der verschiedenen größeren menschlichen Gruppen, der Völker, und zuletzt der Menschheit selbst. Auch dies ist ein auf ein Ideal gerichtetes Bestreben, welches niemals restlos zum Erfolge führen wird, dessen Wirksamkeit sich aber beständig immer mehr ausbreitet und damit die gewaltsamen Störungen unseres Grundsatzes verringert.

Eine Literatur, welche ähnliche Wege wandelt wie die vorhin genannte „Erfolgsliteratur", schließt sich an eine hauptsächlich in England und Amerika blühende religiöse Richtung an, deren extremste Form etwa die vielbesprochene „christian science" der Mrs. Eddy ist. Hier sind zwar mehr religiöse Momente vorhanden als bei der reinen „Erfolgsliteratur", doch sind sie zumeist unter einem solchen Wuste von Mystik und Pseudowissenschaft verdeckt, daß diese Bestrebungen mehr dahin wirken dürften, den Blick für die Wirklichkeit zu verdunkeln, als ihn aufzuhellen. Jedem, der sich einmal für diese Arten von Literatur interessiert, kann es nicht verborgen bleiben, welch außerordentliche Verbreitung derselben

zukommt, auch in Deutschland. Es kommt den Lesern solcher Werke meist nicht zum Bewußtsein, daß sie das wirklich Wertvolle, was es in diesen gibt, viel besser und in unvergleichlich viel edlerer und klassisch schöner Form in der altjüdischen religiösen Literatur vorfinden könnten, die jedem in der Bibel leicht zugänglich ist — wenn man sie nur richtig zu lesen weiß. Man würde damit zugleich auch die betreffenden Gedanken direkt aus der Quelle schöpfen, aus der sie doch letzten Endes alle hervorgegangen sind. —

Als eine Bewegung, welche auf ein intensiveres Berücksichtigen der inneren seelischen Vorgänge in der Medizin und Wissenschaft hinzielt, sei hier noch die von Freud inaugurierte genannt.

Man könnte sagen, daß es für die Gültigkeit unseres Begriffes „von innen heraus handeln“ eine Art von physiologischem Beweise gibt. Es ist das die Tatsache, die sich in dem Worte Andacht ausdrückt. Es bezeichnet dieses Wort im wesentlichen eine gewisse psychologische Einstellung, die in verschiedenen Graden aufzutreten vermag, wobei die geringeren Grade je nach Übung willensmäßig herstellbar sind. Das Ideal wäre nach dem Gesagten, ein Leben fortwährender Andacht, d. i. einer gewissen konzentrierten, positiven Einstellung dem Leben gegenüber. Hier sind nun die Menschen von Natur schon sehr verschieden. Es gibt einzelne Individuen, welche in einer beinahe dauernden Andacht leben, zu diesen gehören zum Teil vielleicht manche der religiösen Lehrer, aber wohl mehr noch mancher stete und stille Arbeiter in seinem Berufe. Andere wieder machen hierin Schwankungen durch, und als Gegenmittel hierfür war von jeher eine Art willkürlich herbeigeführter Konzentration des Innenlebens, meist auch als „Gebet“ bezeichnet, bekannt, deren physiologische Grundbedingungen und Umstände wir noch nicht kennen. Dieser Zustand kann sich bei gewissen Individuen sehr steigern bis zu hysterischen Verzückungs-

zuständen bei manchen krankhaften, psychisch labilen Personen. Der Zustand der Andacht, der durchaus nichts krankhaftes enthält, wird üblicherweise hergestellt in Verbindung mit religiösen Gedankengängen. Doch ist dies keineswegs nötig. Rein physiologisch kann der gleiche Zustand in Verbindung mit irgendwelchen beliebigen Gedanken (z. B. künstlerischen usw.) zustande kommen. Jedoch ist offenbar der „ethische Nutzen“ besonders groß, wenn die Gedanken sich dabei auf die allgemeinen Lebensziele richten. Jedoch scheinen auch in der geschichtlichen Entwickelung sich hier Verschiedenheiten zu offenbaren. So haben im Mittelalter wohl fast alle Erwachsenen mit wenigen Ausnahmen der Gewohnheit des Gebetes gehuldigt, während die neuere Zeit hier ein starkes Abflauen zeigt. Es ist nicht sicher, ob nicht auch hierin wieder Änderungen eintreten können.

Sehen wir die Dinge der Welt in den Zusammenhängen, die wir oben dargelegt haben, so nennen wir diese Art des Erlebens derselben „religiöses Erleben“, und es ist klar, daß unser ganzes Dasein bis zu den unscheinbarsten Kleinigkeiten, die unserem Geiste sich nahen, in diesem Sinne religiös erlebt werden könnte und, wenn wir unseren wahren Vorteil im Auge haben und wahrhaft sittlich handeln wollen, auch erlebt werden sollte. Und hier tritt uns nochmals ganz besonders klar jene wundervolle Harmonie des obigen Begriffsystems, des obigen Gottesbegriffes vor Augen, welche sich in der Übereinstimmung des inneren und äußeren göttlichen Prinzips kennzeichnet, wie wir gesehen haben. Dieses göttliche Prinzip aber, das zuerst im alten Israel voll erkannt wurde, ist es, das uns letzten Endes von innen und außen auf den großen Linien der Entwickelung leitet, ihm dürfen auch wir uns im Einzelleben getrost insofern anvertrauen, als wir sicher sein können, daß die Lebenskräfte, die unsere Vorfahren seit vielen Jahrmillionen

aus dem Dunkel der Vorzeit heraufgeführt haben durch Myriaden von Zufälligkeiten und widrige Umstände hindurch, daß diese auch uns noch eine Spanne Zeit weiterführen werden, wenn wir nur selbst kräftig in der Richtung der allgemeinen Entwickelung vorwärtsschreiten. Nicht indische Hingabe, Passivität und Nirwanasehnsucht lehrt uns dieser letzte Einblick in die letzten Ziele unseres Daseins, sondern Aktivität, schöpferische Tätigkeit im höchsten Sinne des Wortes, — denn hier liegt das Schwergewicht im Handeln, und indem wir den vorgezeichneten Entwickelungslinien folgend vorwärtsschreiten, schaffen wir diese immer wieder erst selbst und immer wieder neue hinzu.

§ 10. *Weitere Entwickelungen.*

Ich habe versucht, nachzuweisen, daß die Antwort, die uns die modernste Erkenntnistheorie auf die letzten Fragen des Daseins gibt, und daß die Direktiven, die wir durch sie für ein Leben unter ethischen Gesetzen erhalten, in großen Zügen mit denjenigen übereinstimmen, die uns aus der Religion der Psalmen bekannt sind. Das, was uns die Psalmen geben, ist sicherlich der Niederschlag einer langen Entwicklung. Eine Reihe von hochstehenden Einzelindividuen, Genies müssen im Laufe der Zeit sozusagen schichtweise dieses wundervolle ethische Begriffsystem, das in seiner Einfachheit und Klarheit seither die Welt erobert hat, geschaffen haben. Die Art, auf welche ihnen ihre Entdeckungen gelangen, war wohl keine andere als nüchterne denkende Betrachtung des Daseins, so wie sie es in langen Jahren ihres Lebens als Glieder eines politisch außerordentlich exponierten, geistig überaus regsamen Volkes teils selbst erlebt hatten, teils bei anderen Völkern erfahren haben. Es ist mit einem Wort die empirische Methode, welche, wie dies am Anfang jeder Wissenschaft und jeden geistigen Systems geschieht, auch hier die ersten Schritte der Entwicklung bis zu einer beträchtlich hohen Stufe geführt hat. Aber, wenn wir nunmehr den eigentlichen Kern für die Wahrheit dieser empirisch gefundenen Dinge erkannt haben, wenn wir jetzt in der Lage sind, die ganzen einschlägigen Umstände vollständig und systematisch zu überschauen, dann erkennen wir, daß das, was damals gefunden wurde, bereits die Hauptlinien des

gesamten Gebäudes in wunderbarer Klarheit darstellt. Es ist uns gelungen, diese Linien als durchaus beweisbar nachzuweisen und in ihrer Herkunft und Bedeutung zu ergründen. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß nun dieses Gebäude nicht auch noch einen weiteren Ausbau finden könnte.

Wir haben oben die Tatsache gestreift, daß die alte so unendlich tiefe Auffassung des Dichters der Psalmen vom Begriff des Gesetzes im weiteren Verlaufe der Entwicklung zum mindesten in der praktischen Anwendung äußerst verflachte und jene ausgezeichnete umfassende Idee von dem allgemeinen Gesetz des Herrn überspringt in die Vorstellung von einer Sammlung von Detailvorschriften für die Art und Weise des täglichen Lebens und Verkehrs. Die Pendelschwankungen, denen die Vorgänge der Weltgeschichte im allgemeinen ausgesetzt sind, machen sich auch hier bemerkbar. Zu einer Zeit, die dem Anfang unserer Zeitrechnung wohl nicht sehr ferne lag, machten sich sektiererische Strömungen im jüdischen Volke geltend, welche diese äußerliche Auffassung des Gesetzbegriffes zu bekämpfen versuchten. Offenbar waren es teilweise diejenigen Kreise, mit denen das Neuauftreten des Christentums in Verbindung stand, und wir finden in den Schriften des Neuen Testaments Paulus in einem heftigen Kampf gegen den veräußerlichten Gesetzesbegriff stehend, den er durch eine bestimmte seelische Einstellung, die er als „Glauben“ bezeichnet, ersetzen möchte. So schreibt er z. B. im Brief an die Römer (IV. 16) nach längeren scharfsinnigen Ausführungen: „Derhalben muß die Gerechtigkeit durch den Glauben kommen.“ Damit versucht Paulus eine Korrektur der Entwicklung der jüdischen Religion nach Richtung ihrer ältesten besten und klassischen Ansätze. Es ist ganz klar, daß die ersten genialen Schöpfer (z. B. der Dichter der ersten ethischen Psalmen „David“) ihre inneren An-

schauungen noch nicht völlig in Worte zu kleiden vermochten, bezw. sie nicht so eindeutig in Worte fassen konnten, so daß für alle Zeiten ein Zweifel, eine dem Sinne nach abweichende religiöse Interpretation nicht mehr möglich gewesen wäre. Sicherlich war bei ihnen der Begriff des „Gesetzes“ noch nicht entfernt in jener abstrakten Weise vorhanden, wie wir ihn auf Grund moderner Erkenntnistheorie darzustellen vermochten, sicherlich sprach schon bei ihnen die Vorstellung von priesterlichen Lebens- und Kultregeln ganz wesentlich bei diesem Begriff mit. Aber ich bin persönlich felsenfest überzeugt, daß sie ebenso sicher noch nicht der Anschauung waren, unter dem Gesetz bloß und ausschließlich Lebens- und Kultregeln zu verstehen, wie das später der Fall war, sondern daß sie auf eine natürlich unklare und undifferenzierte Weise eine starke Vorstellung vom „Gesetz des Herrn“ in jener allgemeinen und abstrakten Form hatten, wie ich sie als die richtige und wirklich begründbare aufgezeigt habe. Der Leser wird sich der Konsequenz erinnern, daß man am meisten nach dem Gesetze handle, je mehr man von innen heraus handelt. Diese Regel beruht auf dem allgemeinen Gesetzesbegriff, wie wir ihn aufstellten, und wie ihn die ersten Schöpfer der jüdischen Ethik mit sicherem Instinkt innerlich verstanden hatten. Es ist klar, daß die Reform des Paulus wieder in dieser Richtung wirkt. Was er als Glaube bezeichnet, ist ja nichts als eine bestimmte seelische Einstellung und zwar, wie wir mit Sicherheit annehmen dürfen, gerade jene, welche zustande kommt, wenn wir „von innen heraus handeln“. Daß Paulus dieses Resultat von ganz anderer Seite her und auf dem Umweg über gewisse mystische Vorstellungen erhält, tut nichts zur Sache. Der Effekt ist jedenfalls der beschriebene. Natürlich ist auch Paulus nicht in der Lage, seine intuitiv oder phänomenologisch erlebten Erkenntnisse irgendwie erkenntnistheoretisch

oder psychologisch zu begründen. Er predigt sie eingekleidet in eine Terminologie, die er selbst teilweise erst geschaffen haben muß, wenn sie auch größtenteils schon gelegentlich früherer Disputationen unter den jüdischen Rabbis sich gebildet haben mag. Dabei ist für die Praxis der Lehre der Widerstreit zwischen Glaube allein und Glaube in Verbindung mit guten Werken völlig irrelevant. Denn es handelt sich um „das Handeln von innen heraus" und dies bedeutet eine untrennbare Vereinigung von beiden. Es kann also Glaube und richtiges Handeln immer nur in der Verbindung einen Sinn haben. Wie man diese Regel in der Lehrpraxis formuliert, um die Gläubigen zu möglichst gutem Leben anzuhalten, ist eine mehr praktische Frage. Sicherlich wird es sich dabei nicht umgehen lassen, ausführlich das Handeln zu betonen.

Nun wird der Religion des Alten Testamentes häufig der Vorwurf gemacht, daß in ihr Gott nur als zürnender Rächer auftrete. Dies ist zunächst schon einmal objektiv unrichtig. Wir brauchen bloß an die Stellen der Psalmen zu denken, wo Gott auch als Vergebender erscheint, der dem reuigen Sünder hilft. Es ist klar, daß dies auch sich so verhält. Denn der Mensch, der eines falschen Schrittes wegen Mißerfolg hatte, der aber dadurch aufmerksam gemacht, nunmehr seinen Willen auf den rechten Weg mit doppeltem Eifer richtet, wird, wenn sein Wille gerecht ist, wieder Erfolg haben, wieder die richtige Einstellung finden.

Aber es gibt einen Begriff im Neuen Testament, von dem im Alten wenig oder gar nicht die Rede ist. Das ist die „Liebe". Sehen wir genauer zu, so finden wir, daß auch hier ein Wort vorliegt für eine gewisse seelische Einstellung. Und zwar ist dies Wort Liebe hier nicht nur in dem mehr gewöhnlichen Sinne als Art einer Beziehung zu Mitmenschen gemeint, sondern in dem Sinne eines Gesamtgefühls, eines Gesamtverhaltens dem Leben gegenüber.

Dies ist, trotz aller Mißverständnisse, wohl der eigentliche Sinn dieses Wortes. Und aus dieser Liebe, aus dieser dem Leben zugewendeten Grundstimmung, da fließt dann alles wie von selbst — auch die Erkenntnis und Erfüllung des Gesetzes. Daß sich dies natürlich hauptsächlich auch beim Verkehr mit den Nebenmenschen auswirken wird, ist selbstverständlich. Dann erhält die Liebe in gewissen Fällen eben den spezielleren Sinn der Menschenliebe. Aber in der Tat ist mit dem Worte „Liebe" lediglich ein neuer Terminus geschaffen, der die Mitarbeit der seelischen Grundeinstellung hervorheben soll und der vielleicht den späteren Menschen etwas verständlicher war aus der Zeitstimmung heraus als die Terminologie der Schöpfer des jüdischen Gesetzesbegriffes, — dem Inhalte nach ist damit nichts gegeben, was nicht im Alten Testamente schon vorhanden wäre, und was sich dem tiefer Denkenden aus den alten Schriften und Formulierungen schon ergeben muß. Der Kern von allem ist immer wieder jener allgemeine, verinnerlichte Gesetzesbegriff, wie er den Schöpfern der jüdischen Ethik vorschwebte. Es ist klar, daß ein derartig abstrakter und schwer darzulegender Begriff, wenn er den ersten Prägern auch noch so klar vor der Seele steht, unendlich schwer in Worte derart einzufangen ist, daß ein Zweifel darüber niemals mehr entstehen kann. Es ist ferner klar, daß es auf absehbare Zeit fast unmöglich ist, und noch mehr in früheren Zeiten sein mußte, einen derartig abstrakten Begriff zum Allgemeingut ganzer Völker zu machen. Immer konnte es nur eine ziemlich dünne Schicht von Denkenden sein, die sich zu seiner vollen Erkenntnis durchrang; andererseits aber mußte jede Religion, welche sich auf diesem Fundamentalbegriff aufbaute, sobald sie aus den Händen ihrer Väter an die Menge überging und zur Volksreligion wurde, eben deshalb immer mehr jenen Mißverständnissen ausgesetzt sein und entgegengehen, welche

aus der Unmöglichkeit diesen Begriff den Massen klar zu machen, hervorgehen mußten. Daher aber auch waren von Zeit zu Zeit wiederum jene Erneuerungsbestrebungen einiger Geister von tieferer religiöser Erkenntnis verständlich und notwendig, welche versuchten, dem alten Begriff wieder in seinem eigentlichen Sinne Geltung zu verschaffen und ihn der Verflachung durch das Unverständnis der Menge zu entreißen. Fast alle großen Religionsumwälzungen der Geschichte lassen sich in dieser Weise verstehen.

Man könnte nun auch für die weitere Entwickelung speziell der christlichen Ethik und ihrer Begriffe in gleicher Weise den Anschluß an unsere Überlegungen suchen, wie wir es für die altjüdische Ethik getan haben, und würde dabei manch klärendes Licht vor Augen sehen. Es stellt diese Entwickelung eine unmittelbare Fortsetzung des Behandelten dar, bestehend in einem vertieften Eingehen auf die Vorgänge in der Seele des Individuums bei seiner Auseinandersetzung mit der Welt, d. h. bei seinem Handeln, jedoch immer nur in speziellerer Ausführung der in der jüdischen Ethik geschaffenen allgemein gültigen und bereits alle Hauptlinien umfassenden Grundlagen. Eine derartige Analyse würde uns jedoch hier zu weit führen.

Zuletzt aber muß das gesagt werden, daß natürlich auch unsere Formulierung „von innen heraus handeln“, nur Worte sind für etwas eigentlich Unaussprechbares, die sofort preiszugeben wären für einen verständlicheren, eindringlicheren Ausdruck. Immer wieder von neuem muß versucht werden, wenn auch jede Formel nach einiger Zeit durch bessere abgelöst wird, das Unaussprechliche in Worte zu fassen, damit wir uns alle immer klarer und bewußter darüber werden, auf welcher Linie wir unser Leben führen sollen. Es ist ein großes Glück, daß sich der Sinn des Daseins nicht völlig in eine einzige, aussprechbare Formel bringen läßt, es ist gerade

die immer bleibende unausschöpfbare Vielgestaltigkeit, die unübersehbare Fülle der Möglichkeiten, welche bewirkt, daß Worte niemals unserem Lebenskerne genug tun können und welche uns so vor der Öde starrer Formeln bewahrt. Und dennoch ist es unsere Aufgabe, muß es die Aufgabe der Dichter und Denker sein, dieses Unaussprechliche immer wieder zwar nicht auszusprechen, aber in immer neuen Wendungen zu beleuchten und zu spiegeln, um uns immer fester, sicherer und klarer in der Verfolgung des wahren Weges zu machen.

Aus dieser Erkenntnis unseres tiefsten Lebenszieles aber fließen dann alle anderen Lebenserkenntnisse wie von selbst. Sitten, Gesetze, Staatsverfassungen und Wirtschaftsformen wechseln mit den Jahren und den Generationen (sie sind daher auch mehr Gegenstände der Soziologie als der Ethik), unsere Stellungnahme zu ihnen muß folgen aus unserem tiefsten und besten Erkennen und Fühlen heraus, hier gibt es keine allgemein gültigen, von vorneherein festgelegten Regeln und Maximen. Erst durch den Kampf der verschiedenen Meinungen wird jeweils das Beste und Schönste sich herauskämpfen aus der Fülle des Möglichen. Fest allein steht die eine und einzige Maxime für alle Zeiten, alle Umstände und alles Lebende: zu handeln nach dem Gesetze Gottes, das in und um uns waltet und aus dem alles andere von selbst fließt. Auch die Formulierungen des Christentums, die, zumal in den immer weiteren Vertiefungen, denen es fortdauernd unterliegt, sich den Verhältnissen unserer Zeit spezieller angepaßt haben, sind letztlich nur Ausflüsse dieses allgemeinen Gesetzes, insoferne sie gewisse Spezialisierungen desselben darstellen, die sich besonders auf das Verhalten gegen die Mitmenschen beziehen. Aber auch hiefür gilt, was wir oben über Spezialisierungen des allgemeinen Gesetzes überhaupt gesagt haben.

In dem Willen, diesem Gesetze nachzuleben, wird nun mancher die Frage aufwerfen: Kann ich denn aber nach dem Gesetze Gottes handeln, habe ich diese Freiheit des Willens? Da ist denn zu antworten, daß ich das ebenso kann, wie ich irgendeinem anderen Gesetze nachhandeln kann. Kann ich das letztere auch nicht, dann allerdings muß ich versagen, denn dann bin ich krank. Bin ich aber nicht in dieser Weise krank, dann kann ich auch nach der Richtschnur handeln, welche ich als die rechte erkannt habe. Aber nicht allein das. In dem Moment, wo ich etwas als richtig einsehe, ist entweder je nach meiner Charakterveranlagung dadurch bereits ein hinreichender Anstoß, hinreichende Ursache in mir gegeben, nach meiner Einsicht zu handeln oder nicht. Ist mein Charakter so beschaffen, daß die einmalige volle Einsicht als ein hinreichender Grund für meine weiteren Handlungen nicht genügt, dann muß ich mich als so veranlagt kennen. Dann aber bedarf es nur der Tatkraft, um in diesen Zeiten der Einsicht Maßnahmen zu ergreifen, um mich durch äußere Erinnerungsmittel usw. auch in den Zeiten wo ich meiner weniger sicher zu sein glaube, dauernd an das Eingesehene zu erinnern, solange, bis auch hier das Rechte zur Gewohnheit wird. Dies ist die Begründung der Möglichkeit der Selbsterziehung, und man bemerkt, daß man dabei über die Freiheit des Willens gar nichts weiter auszusagen braucht[1].

Wir sind heutzutage vielfach geneigt, das, was die Alten als „Sünde“, als Handlungsweise des Ungerechten bezeichneten, aus Krankheit zu erklären. Die Gegenüberstellung des Gerechten und des Narren in der jüdischen Ethik hat sich in den gebildeten Kreisen der Jetztzeit teilweise in die des Gesunden und des Kranken verschoben. Der Kern dieser Verschiebung besteht in dem Versuch

---

[1] Ich verweise wegen dieses Problems auf mein bereits genanntes Buch „Die Grundlagen der Naturphilosophie“, Leipzig 1913.

einer Abwälzung der Schuldfrage. Eben darum ist es lehrreich, sich immer wieder die objektive Möglichkeit der „Selbsterziehung“ vor Augen zu halten, und sich zu erinnern, daß diese wiederum letztlich auf der nötigen Einsicht und dem nötigen Willen beruht, aus dieser Einsicht die Folgerungen zu ziehen. Daß natürlich jeder durch die gegebenen Umstände bestimmt wird, soll man bei der Beurteilung anderer nicht aus den Augen verlieren. Sich selbst gegenüber aber ist es nicht gut, sich allzuviel darauf zu berufen.

§ 11. *Beispiele aus dem Alten Testament.*

Im Vorstehenden habe ich gezeigt, daß die Begriffe über die letzten Dinge und Ziele des Seins, die wir uns auf Grund der modernsten Forschungen über die exakten Wissenschaften machen müssen, in ihren großen Linien ihr genaues Gegenbild haben in den uralten Begriffsbildungen der altjüdischen Ethik. Ganz wunderbar haben diese alten Werke, die uns von der Jugendzeit her so vertraut sind, die uns aber später zeitweise so inhaltsleer geworden waren, sich mit einem neuen reichen, unausschöpfbaren Inhalte gefüllt und so wieder Kraft gewonnen, uns auch in unserem von klarem kritischem Verstande beherrschten nüchternen Dasein und Daseinskampf wieder zu Erkenntnis- und Kraftquellen werden zu können. Aber diese Begriffe sind dafür nicht undankbar, nein dankbar geben sie das Licht wieder zurück, das die Wissenschaft ihnen von neuem in so reichem Maße gegeben hat, und vergelten es, indem sie es in Wärme verwandelt, wärmespendend und lebensvermittelnd zurückstrahlen lassen auf die scheinbar so kalt rationalistischen Gedankengänge der exakten Wissenschaft. Unter ihrer Einwirkung gewinnen diese nüchternen Gedankengruppen Leben, tiefes lebendiges Leben, und geben damit das, was von vielen bisher so schmerzlich an dem Leitstern der modernen Zeit, zu dem die Wissenschaft sich nun einmal aufgeschwungen hat, vermißt werden mußte. Die heilige Ehe zwischen Wissenschaft und Religion zwischen Verstand und Gemüt, zwischen Gehirn und Herz ist geschlossen und niemand soll und wird sie mehr scheiden.

Beispiele aus dem Alten Testament

Um dies aber dem Leser noch lebendiger zu machen, als es die angeführten Gedankengänge bisher vielleicht schon konnten, wollen wir in diesem Paragraphen noch kurz einige Proben der altjüdisch-ethischen Literatur, die sich auf dem Gottesbegriff und dem des Gesetzes aufbauen, etwas mehr ins Detail hinein in unserem Sinne behandeln und zeigen, wie sie in unseren Worten die tiefsten ethischen Probleme behandeln und in dem gleichen Sinne lösen, der sich uns als letzte Konsequenz der modernen exakten Wissenschaft und Philosophie offenbart hat.

Es ist von hohem Interesse, den Versuch zu machen, sich die Entstehungsart dieser hohen Errungenschaften des jüdischen Volkes zu vergegenwärtigen. Wie aus vielen Stellen der Bibel hervorgeht, sind auch die Kinder Israel bezw. ihre Vorfahren einstmals Anhänger der alten orientalischen Gestirnreligion in irgendeiner speziellen Form gewesen, welche große Reste uralter primitiver Naturreligion enthielt. Eine Vielzahl von Göttern, welche teils in Gestalt von Naturobjekten, teils wohl auch in künstlichen Bildern verehrt worden sein werden, war vorhanden. Und nun kam jener geistige Prozeß klarer, unbestechlicher, kritischer Durcharbeitung dieser Verhältnisse: Man bemerkte, daß diese Götter nach keinerlei verständlichen vernünftigen Grundsätzen handelten. Man hatte den besten, innigsten Willen, durch peinlichste Achtung der göttlichen Vorschriften alles möglichst recht zu machen. Glaubte man einmal eine Willensäußerung eines Gottes erkannt zu haben, so versagte er das nächstemal. Also mußte es ein falscher Götze sein, und wurde abgeschafft. Man wandte sich zu anderen, auch diese versagten[1]; und so kam es, daß schließlich ein schöpferischer Geist die Erfahrungen von Generationen mag zusammengefaßt

[1] Für die hiebei hervortretenden Gedankengänge siehe besonders den sog. Brief des Jeremias im Buche Baruch (in den sog. Apokryphen).

haben in der Erkenntnis: Kein sinnliches Ding kann ein zuverlässiger Gott sein. Nun mag daneben eine andere Entwicklung analog wie im Ägypten der 18. Dynastie vor sich gegangen sein, wo aus ähnlichen Gründen einige erleuchtetere Geister ihre religiösen Bedürfnisse auf eine einzige Gottheit (die Sonne unter Amen-hotep IV) konzentrierten. So mögen auch die Vorfahren der Juden zunächst die Sonne als einzigen Gott verehrt haben (der bekannte Aronsche Segen „Der Herr segne dich und behüte dich usw." läßt seine Abkunft von einem alten Sonnensegen nicht verkennen). Dann mag auch die Sonne als sichtbares Objekt als Gott versagt haben, und in schöner Synthese hat ein unbekannter religiöser Schöpfer die Lehre von dem einen unsichtbaren Gotte Israels geschaffen. Auch dieser Begriff machte Wandlungen durch, welche aus der Tendenz, sich vom ausgesprochenen Nationalgott (mit dem die Götter anderer Völker anfangs noch direkt konkurrieren konnten) zum „Weltgotte" zu entwickeln, entsprangen.

Parallel hiermit ging die Entwickelung der Ethik. Ursprünglich war sie wohl als Gehorsam gegenüber den Geboten einer despotischen Gottheit entstanden. Dabei waren diese Gebote wohl zunächst lediglich von den Priestern ausgegebene Kult- und Verhaltungsgesetze. Nach und nach, als die Befolgung derselben nicht vor Ungemach schützte, entstand die wichtige Erkenntnis, daß das wahre Gesetz des Herrn nie ganz erkannt werden könne. Die intuitive Vereinigung einer höchsten Idee des göttlichen Gesetzes mit dem höchsten Gottesbegriff ist wohl nur ganz wenigen auf kurze Strecken gelungen. Aber vorhanden war sie, und es war der Höhepunkt der klassischen Zeit jüdischer Religionsschöpfung — wir haben die unvergänglichen Denkmale dafür in vielen Psalmen. Darnach scheint mit dem wieder zunehmenden politischen Mißgeschick ein allmähliches Wiederherabsteigen vom klassischen

Höhepunkt stattgefunden zu haben. Der Begriff des Gesetzes erstarrt wieder, bis er zu demjenigen wurde, den in wunderbarem Konservativismus das jüdische Volk durch die Jahrtausende im wesentlichen unverändert hindurchgetragen hat. Die Tiefe und der Ernst, mit der jenes Volk die ethischen Probleme angefaßt hat, geht vielleicht am schönsten hervor aus der Erzählung vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen (2. Mos. 17). Daraus, daß der Dichter die ersten Menschen alles aufs Spiel setzen läßt, um nur das eine zu erfahren: was gut und böse sei, läßt sich erkennen, wie über alles andere wichtig ihm selbst dieses Problem geworden, aber daß es ihm auch ein Problem geblieben war.

Die Anschauungen, wie wir sie schließlich in reinster Form in den Psalmen des Königs David und in den lehrhaften Partien des Pentateuchs, speziell des Deuteronomiums, wiedergegeben finden, sind nicht in gerader Linie entstanden, sondern auch diese haben sich durch eine Menge widerstreitender Meinungen hindurchzuringen gehabt: Unbeschreiblich wertvolle Reste von anderen Anschauungen sind uns teilweise im Kanon erhalten. Die beiden hauptsächlichsten sind: Das Buch Hiob und der Prediger Salomonis (Cohelet). Wir wollen zunächst das erste etwas betrachten.

Man lese einmal das Buch Hiob unter unseren Gesichtspunkten. Der alte Hiob ist gerecht, wie er glaubt, er tut alles, was das Gesetz, wie er es meint, verlangt. Und dennoch schlägt ihn Gott. Dieses Tun Gottes ist motiviert durch die Aussage, daß Gott „ihn versuchen wollte". Aber Hiob bleibt lange getreu. Erst als ihm alles genommen ist, und er in tiefsten körperlichen und seelischen Qualen sich auf dem Krankenlager wälzt, da murrt er gegen Gott und fragt: Warum? und verflucht den Tag, da er geboren ward. Und dann kommen seine Freunde, und es hebt jene Diskussion an, die uns anmutet wie die ewige Auseinandersetzung des Men-

schen mit dem Geschick: „Ich werde gestraft, womit habe ich gesündigt?" Eine eigentliche Lösung des Problems wird in der Schrift nicht gegeben, jedoch kommt immer wieder die Auffassung zum Durchbruch, daß Hiob für seine Selbstgerechtigkeit gestraft wird, und wenn wir natürlich auch eine derartige Häufung schwerster, unberechenbarer Unglücksfälle auf das Haupt eines Menschen, wie dies von Hiob erzählt wird, nicht in unserem Sinne als selbstverschuldet ansehen können, so ist doch der eine Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß die seelischen Leiden — und diese sind letztlich doch die schmerzhaftesten — durch eine geringere Selbstgerechtigkeit nicht ganz so fühlbar gewesen wären.

Es ist natürlich stets unrichtig, ja, wie wir wissen, sinnlos, wenn der Mensch dem Schicksal gegenüber irgendein Recht zu haben, oder sich erwerben zu können glaubt. Er kann immer nur sich möglichst nahe an das „Gesetz" (in unserem Sinne) halten, soweit er es versteht, und dann zusehen, ob es ihm gelungen ist, das Schicksal zu meistern. Ist's ihm nicht gelungen, so hat er entweder Fehler gemacht, oder das Schicksal war stärker als er, dann zeigt es ihm seine Schwäche. Und sein einziger Ausweg kann nur der sein, die Fehler zu vermeiden, seine Schwäche zu stärken, Schutzmittel zu ersinnen für die ungeschützte Stelle, die das Schicksal ihm gezeigt hat. Dies ist die wahre Art, dem Gesetze zu gehorchen: den Kampf mit dem Schicksal unentwegt aufzunehmen. Das Schicksal sucht immer neue Blößen des Kämpfenden zu entdecken, aber unentwegt wird der Mensch neue Schutzmittel dagegen finden. Aber ein Recht auf Schonung, auf Nichtbenutzung irgendeiner schwachen Stelle durch das angreifende Schicksal hat der Mensch nicht — diese können, ja müssen sich Menschen untereinander gelegentlich gewähren — aber das Schicksal duldet keine schwache Stelle in unserem Panzer, ob diese nun vom ein-

zelnen Individuum selbstverschuldet ist oder nicht, ob sie von einer Menschengruppe oder der Menschheit, dem Leben selbstverschuldet ist oder nicht, das macht keinerlei Unterschied.

Im ganzen aber ist das Buch Hiob im wesentlichen „Theorie“, d. h. es wird ein extremster Fall konstruiert und in seine Konsequenzen durchzudiskutieren unternommen, eine Methode, die auch heute noch bei allen wissenschaftlichen Diskussionen mit Erfolg geübt wird. Wir haben in diesem Werke einen schwerwiegenden Beweis für die Tiefe und den Ernst, mit dem in jenen alten Zeiten die ethischen Grundfragen gerade auch nach der theoretischen Seite hin erwogen wurden. Diese Erkenntnis kann nur dazu dienen, unsere Hochachtung für das Endresultat dieser Diskussionen, das uns in der Religion und Ethik der Psalmen Davids entgegentrat, zu erhöhen, indem wir einsehen, daß der Werdeprozeß dieses Resultates keineswegs ein sozusagen rein instinktiver Entwicklungsprozeß war, sondern daß wir in ihm in weitem Maße den Effekt bewußten Nachdenkens vor uns haben.

Haben wir im Buche Hiob den theoretischen Extremfall einer Häufung sozusagen sinnloser Unglücksfälle auf das Haupt eines einzelnen, und den inbrünstigen Versuch, auch diese theoretisch zu verstehen und zu interpretieren, so haben wir im Cohelet eine andere wichtige Möglichkeit aus der Diskussion über diese ethische Interpretation der Menschenschicksale. Dieses Werk negiert überhaupt das Fundament dieser ganzen Versuche, es negiert die ethische Einstellung überhaupt, indem es an der Möglichkeit der ethischen Wertung und des ethischen Verstehens unserer Geschicke verzweifelt und zwar auf Grund des gleichen unrecht verstandenen äußerlichen „Gesetzesbegriffes“ wie bei Hiob. Bei seinem Verfasser ist die den Klassikern des Alten Testamentes so natürliche ethische Einstellung in einem solchen Übermaß vorhanden, er

zeigt eine so ins Übermaß gesteigerte ethische Sensibilität, daß die Tatsache der Unmöglichkeit der vollständigen und exakten Beantwortung der Frage, was Gut und Böse sei, ihn veranlaßt, auf einen Lösungsversuch überhaupt zu verzichten unter der Formulierung, daß alle Bemühungen in dieser Richtung „eitel" seien. Er faßt seine Lebenserfahrungen dahin zusammen, daß man überhaupt nichts sagen könne: er habe Gerechte gesehen, denen es schlecht ging, und Ungerechte, denen es gut ging. Ihm mangelt jene seelische Elastizität, welche trotz solcher Erfahrung, die auch in den Psalmen immer wieder vorkommen, das Vertrauen auf die Wirkung des ethischen Prinzips sich nicht entreißen läßt. Dieses Vertrauen kann eben, wie wir sahen, nur durch die Erkenntnis erhalten werden, daß das Handeln nach dem Gesetz nicht in der Befolgung irgend welcher äußerer Gesetze besteht, sondern daß es eine innere Gesamthaltung ist, welche den Gerechten vom Ungerechten unterscheidet, und wo diese vorhanden, dies läßt sich nicht immer nach äußeren Umständen eindeutig entscheiden. Es ist ein überstarker Individualismus, ein Sichanklammern an einzelne Fälle, die den Verfasser dann naturgemäß zu jenem tragischen Pessimismus führt. Aber welche bewundernswerte Vorurteilslosigkeit und welch gewaltiger, schwerer Ernst, welch reine menschliche Tragik spricht aus diesem Buche, dessen Autor aus offenbar schwerstem persönlichem Erleben heraus mit einem unendlichen ethischen Willen seine Erfahrungen zu deuten sucht, wenn auch in unserem Sinne erfolglos. Und doch findet auch er eine Formel, die ihn das Leben weitertragen läßt, wenn er auch darauf verzichtet hat, in ihm eine Richtung zu erkennen. „So sah ich denn, daß nichts besseres ist, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit; denn das ist sein Teil. Denn wer will ihn dahinbringen, daß er sehe, was nach ihm geschehen wird?"

Es ist vielleicht hier die Stelle, folgende Bemerkung zu machen: Die Geschichte der Philosophie in der üblichen Fassung beginnt bei den jonischen Philosophen. Sie hält sich dann stets, bis zum Neuplatonismus in Griechenland. Es ist im allgemeinen nicht üblich, die altjüdischen Schriften dabei heranzuziehen. Aus unseren Überlegungen im Verlaufe dieser Schrift ergibt sich, daß dies von Grund aus falsch ist. Was den einzigartigen und ganz ihr angehörigen Kern der griechischen Philosophie ausmacht, das ist die Entdeckung der theoretischen Wissenschaft, welche sich hauptsächlich in der Entdeckung der Geometrie und der aristotelischen Logik dokumentiert. Es ist die Erfindung der synthetischen, apriorischen Konstruktion, welche die Haupterrungenschaft der griechischen Entdeckungen ausmacht und die Grundlage der modernen theoretischen Wissenschaft bildet. Den Juden dagegen gelang der tiefste Einblick in die Mechanik des Daseins, auch sie stellten eine Theorie auf, die Theorie des richtigen Handelns (des „Gerechtseins") und zwar auf Grund tiefgehender Erkenntnis des Gesamtzusammenhangs der Dinge. War es bei den Griechen die Philosophie der Logik, welche sie begründeten, so war es bei den Juden die Philosophie der Wertungen, Zielstrebigkeiten. Beide Dinge haben zwar zunächst scheinbar keinen unmittelbar sofort auf der Hand liegenden direkten Zusammenhang, doch wenn es sich um die Geschichte der Philosophie handelt, ist eines so wichtig wie das andere, und wie dennoch ein tiefster Zusammenhang zwischen beiden besteht, das haben wir in dieser Schrift zu zeigen versucht. Es ist im wesentlichen wohl der Umstand, daß die altjüdische Literatur durch ihren Zusammenhang mit der Religion scheinbar aus dem allgemeinen menschlichen Entwickelungsgang herausgehoben und herausgenommen war, welcher bewirkte, daß sie zwar einerseits als göttlich verehrt bei der Menge des Volkes,

andererseits aber bei den wissenschaftlich Gebildeten der heutigen Zeit vielfach unterschätzt erscheint. Eine rein wissenschaftliche Betrachtungsweise, wie wir sie hier versuchten, wird erst erreichen, auch in der Geschichte der Philosophie ihr die ihr gebührende grundlegende Stellung anzuweisen.

Wenden wir uns zu den Psalmen.

Wohl das grandioseste Dokument der im vorigen geschilderten religiösen Auffassung in der ganzen Weltliteratur ist der erste Psalm. Das Extrakt dieser Anschauung wird hier mit klassischer Kürze in der davidischen Form und in den wundervollsten Bildern zum Ausdruck gebracht. Es ist die Essenz von jahrtausendlanger menschlicher religiöser Entwickelung, die uns hier in einem wie aus Erz gegossenen Denkmal ältester Menschenerfahrung entgegentritt. Wenn wir versuchen, diesen Gesang auf Grund unserer Darlegung etwas zu analysieren, so können wir uns direkt der Sprache bedienen, die wir für diese Dinge gefunden haben und schon in den vorhergehenden Paragraphen mit der alten religiösen Sprache der Psalmen verglichen und in Einklang gebracht haben.

Es sind im wesentlichen vier Strophen, je zu fünf, vier, vier und zwei Zeilen, in die wir den Gesang einteilen können. Das Gedicht, das eine Zusammenfassung der ganzen altjüdischen ethischen Erkenntnis darstellt, steht wohl deshalb an der Spitze der ganzen Sammlung. Die erste Strophe enthält sozusagen die Definition des Gerechten. Sie schildert, in zwei Teile zerfallend, einerseits was der Gerechte nicht tut und dann was der Gerechte tut.

„Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen,
Noch tritt auf den Weg der Sünder,
Noch sitzt, da die Spötter sitzen."

Gerecht also ist, heißt mit anderen Worten, wer nicht im Rate der Gottlosen wandelt usw. Dies alles sind Umschreibungen, sind

Ausdrücke dafür, daß der Gerechte sein Handeln weder entgegen dem letzten Ziel einrichtet, noch auch dasselbe leichtfertig und unter Verachtung dieser letzten Dinge gestaltet. Wie er dagegen sein Handeln einrichtet, das sagt uns der zweite Teil der ersten Strophe:

„Sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn
Und redet von seinem Gesetze Tag und Nacht."

Nicht als Gegner der göttlichen Ziele, auch nicht als Verächter des Gesetzes des Seins handelt also der Gerechte, sondern er denkt unausgesetzt an dieses und handelt unausgesetzt nach ihm, aber er handelt nicht nur nach ihm, er tut dies auch „mit Lust". Sein ganzes Inneres ist erfüllt von dem Willen und der frohen Zuversicht, im Sinne Gottes zu handeln, im Sinne dessen, was er seinem Verstehen gemäß als das Gesetz des Daseins einzusehen vermag.

Und nun spricht der Psalmist davon, daß dem, der in dieser Weise handelt, wohl sei. Die zweite Strophe enthält in einem wundervollen Bild die Verheißung, wodurch er belohnt wird, mit anderen Worten, in welcher Art es ihm wohlergehen werde, falls er als Gerechter handelt:

„Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen,
Der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken [nicht,
Und was er macht, das gerät wohl."

Blühen und Gedeihen also ist es, was der Psalmist dem Gerechten verheißt und Gelingen seiner Pläne, Erfolg seiner Handlungen. Ferner aber, und das ist wichtig für das überindividuelle Wohlergehen, auch seine Blätter werden nicht verwelken, d. h. seine Werke und sein Stamm werden lebensfähig und lebenskräftig sich erhalten.

Nun kommt die Betrachtung des Gegenteils. Die dritte Strophe handelt von denen, die nicht Gerechte sind, die mit einem andern

Worte, wie es der Psalmist sagt, gottlos sind, die also nicht im Sinne der Lebensziele oder im Sinne des Geschehens überhaupt handeln wollen oder können.

„Aber so sind die Gottlosen nicht,
Sondern wie Spreu, die der Wind verwehet;
Darum bleiben die Gottlosen nicht im Gericht
Noch der Sünder in der Gemeine der Gerechten."

Es ist klar: diejenigen, welche dem Sinne des Geschehens entgegenhandeln, müssen daran scheitern, und wenn sie sich nicht belehren lassen, daran brechen. Wenn also sozusagen eine letzte Probe gemacht wird, so werden sie bei dieser nicht bestehen.

Die vierte und letzte Strophe faßt noch einmal in zwei Zeilen in lapidarer Weise den ungeheuren Gegensatz zusammen, der den Kern dieser Anschauung bildet:

„Der Herr aber kennet die Wege der Gerechten,
Aber der Gottlosen Weg vergehet."

Es sei bemerkt, daß statt der lutherschen Übersetzung „kennet" andere Übersetzer ein anderes Wort wählen, so schreibt Landau: „liebt", Zunz schreibt „merkt auf".

Der ganze Gesang zeigt die dargelegte Anschauungsweise in kürzester, prägnantester und darum auch vielleicht etwas schroffer Weise. Natürlich ist die Einteilung der Menschen in Gerechte und Gottlose nicht in dieser Weise wirklich durchführbar, nicht jeder ist und bleibt dauernd etwa der einen oder anderen Art zugeteilt und keiner kann darauf pochen. Was jedoch der Psalmist eigentlich meint, das ist die Gesamteinstellung des einzelnen dem Leben gegenüber. Hat er den Willen, dem „Gesetze" (in unserem Sinne) zu folgen, so hat er die seelische Einstellung des „Gerechten" und wird irgendwie Erfolg haben — im andern Falle nur schwer. Vollkommen verfehlt wäre es aber, auf Grund dieser Anschauung über

andre urteilen und aburteilen zu wollen. Ist es doch schon jedem einzelnen sich selbst gegenüber schwer genug, seinem besten Willen „gerecht“ zu handeln, genug zu tun, und zu wissen, was „gerecht“, was „ungerecht“ ist. Um so viel schwerer ist es daher bei der Handlung eines anderen, dessen innere und äußere Umstände man nie so genau kennen kann wie die eigenen, ein derartiges Urteil zu fällen. Besonders wichtig aber ist die Überlegung, daß bei jeder Handlung sämtliche Umstände beachtet werden müssen, wodurch das Urteil bedeutend erschwert wird, ja, daß als einziges Kriterium letztlich der gute Wille zum Gesetz des Seins und das Vorhandensein und die volle Wirksamkeit der ganzen seelischen und geistigen Begabung des einzelnen in Frage kommen kann.

Anhang.

Die im zweiten Kapitel gegebenen wissenschaftstheoretischen Ausführungen konnten natürlich noch weiter erkenntnistheoretisch unterbaut werden. Jedoch ist leicht zu sehen, daß für die eigentliche Ethik das Gegebene völlig genügt. Die Ethik ist die Lehre vom Handeln, bezieht sich also ausschließlich auf unsere Beziehungen zu der gewohnten Außenwelt mit ihren vorhandenen Bedingungen. Diese ganze, bereits näher differenzierte Umwelt liegt also der Ethik bereits zugrunde, nicht die undifferenzierte Umwelt, mit der sich die Erkenntnistheorie beschäftigen muß, sondern die bereits in einem Zustande weitgehender logischer Verarbeitung befindliche Umwelt des täglichen Lebens. Damit ist unsere obige These bewiesen. Ganz ebenso liegt es, wenn wir den allgemeinen Gottesbegriff betrachten, mit dem wir uns im Texte beschäftigten. Auch dieser Begriff setzt zu seiner Bildung bereits eine weitgehend durcharbeitete Umwelt voraus, bedarf also nicht der unmittelbaren erkenntnistheoretischen Fundierung, welche natürlich dadurch zu leisten wäre, daß vom logisch völlig Ungeformten ausgegangen würde. Wir können diese erkenntnistheoretische Grundlegung, nachdem sie bis zur Welt unseres Alltagsdaseins gediehen ist, ruhig als geleistet voraussetzen, da uns hier der Raum mangelt, sie im einzelnen auszuführen. Keinesfalls kann die erkenntnistheoretische Grundlage zu dem Gesagten irgend etwas Wesentliches hinzufügen oder etwas daran ändern.

A n h a n g

Der Vollständigkeit halber sei noch angefügt, daß wir an einer Stelle ein Problem streiften, das in gewisser Hinsicht von theoretischer Bedeutung für unsere Überlegungen ist, das aber eine endgültige Lösung noch nicht gefunden hat. Das ist das auf Seite 56 unten und 57 berührte Problem einer „Entwickelung des Weltalls“. Auch hier wird sich auf methodologischem Wege einst eine Lösung ergeben. Einstweilen sind wir jedoch nicht so weit.

Wer sich für Literatur zu den im zweiten Kapitel gegebenen wissenschaftstheoretischen Ausführungen interessiert, den möchte ich vor allem auf meine „Grundlagen der Naturphilosophie, Leipzig 1913“ verweisen, für speziellere Zwecke auf meine „Grundlagen der angewandten Geometrie, Leipzig 1911“. Zur Religionsphilosophie siehe im übrigen die vorzüglichen Schriften von Konstantin Östreich.

